



universität  
wien

# DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„Migrationsliteratur“? – Postkoloniale Lektüren von  
Melinda Nadj Abonjis „Tauben fliegen auf“,  
Julya Rabinowichs „Spaltkopf“ und Olga Grjasnowas  
„Der Russe ist einer, der Birken liebt“

Verfasserin

Greta Egle

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag.phil.)

Wien, 2013

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 332

Studienrichtung lt. Studienblatt: Diplomstudium Deutsche Philologie

Betreuerin: Ass.-Prof. Mag. Dr. Anna Babka



Im Prozess des Schreibens dieser Diplomarbeit sind mir einige Menschen unterstützend zur Seite gestanden:

Dank geht zuerst an meine Diplomarbeits-Betreuerin Mag.a Dr.in Anna Babka.

Ich danke meinen Eltern, Gerhard und Marlies, für die fortwährende Unterstützung sowie Gere, im Speziellen, für das detaillierte Korrekturlesen.

Danke Sara, in Wien, Gmunden und dem Waldviertel.

Den lieben Mitstreiterinnen vom Diplomandinnen-Coaching

- Marlene, Doris, Clara, Urse, Anna -

Danke für das gemeinsame und gemeinschaftliche Sitzen im Diplomarbeitsboot.

Danke Heidi für das Anleiten und Motivieren!

Emi, für Geduld und Beistand.

Susi, für die produktive Kritik und die genauen Korrekturen in deiner Ferienwoche.

Außerdem: Ines, Daniel, Matilda und Clementine.

Zuletzt gebührt auch der Wienbibliothek und der AK-Bibliothek großer Dank.



## **Inhalt**

0. Einleitung: .....	1
1. ‚Migrationsliteratur?‘ .....	5
1.1. Historischer Abriss .....	7
1.1.1. Die Situation in Deutschland.....	7
1.1.2. Die Situation in Österreich und der Schweiz.....	12
1.2. Zusammenfassung .....	17
2. Neue Perspektiven auf Kultur, Nation und Identität .....	21
2.1. Postcolonial Turn.....	22
2.1.1. Edward Said und die Erschaffung des Orient.....	26
2.1.2. Homi Bhabhas Konzepte der Hybridität, Mimikry und des ‚Third Space‘ ...	28
2.1.3. Kritische Stimmen: Kritik an der postkolonialen Theorie.....	32
2.2. Auswirkungen auf die Literaturwissenschaft .....	33
3. Postkoloniale Konzepte – Anwendung auf ‚Migrationsliteratur‘?.....	39
3.1. Methodik: Postkoloniale Erzähltheorie .....	41
3.2. Die Analysekriterien .....	42
3.2.1. Identitätskonflikte.....	42
3.2.2. Repräsentationen-Zuschreibungen-Rhetoric of Othering.....	45
3.2.3. Raumdarstellungen und die Frage der Verortung .....	46
3.2.4. Erinnerung-Verdrängung-Trauma: Das Motiv der Doppellung.....	48
3.2.5. Polyphonie .....	50
4. Die Autorinnen .....	51
4.1. Melinda Nadj Abonji .....	51
4.2. Julya Rabinowich.....	52
4.3. Olga Grjasnowa .....	52
5. Melinda Nadj Abonji ‚Tauben fliegen auf‘ .....	54

5.1.	Inhaltlicher Abriss .....	54
5.2.	Orte der Selbst- und Fremdrepräsentation.....	55
5.3.	Othering .....	57
5.4.	Das Wohlgroth als alternativer Ort der Repräsentation?.....	60
5.5.	Verortungen an Zwischenräumen.....	61
5.6.	Die Auflösung national(istisch)er Ideen.....	63
5.7.	Emanzipation durch Artikulation .....	65
5.8.	Polyphonie .....	67
6.	Julya Rabinowich „Spaltkopf“ .....	71
6.1.	Inhaltlicher Abriss .....	71
6.2.	Identitätskonflikte und das Motiv der Spaltung .....	73
6.3.	Unterschiedliche Perspektiven: Eltern-Kind Konflikte.....	75
6.4.	Zuschreibungen .....	76
6.5.	Die Frage der Verortung: Fragmentierung und Pluralisierung des Selbst.....	78
6.6.	Verdrängung und das Motiv der Doppelung .....	81
6.7.	Polyphonie .....	85
7.	Olga Grjasnowa „Der Russe ist einer, der Birken liebt“ .....	87
7.1.	Inhaltsabriss .....	87
7.2.	Zuschreibungen/Othering .....	88
7.3.	Die Verwendung von Stereotypen und Klischees .....	92
7.4.	Aufdeckung und Auflösung national(istisch)er Ideen.....	93
7.5.	Zu Hause in der Ortlosigkeit?.....	97
7.6.	Trauma und Verdrängung.....	98
8.	Zusammenschau und Fazit: .....	101
9.	Literaturverzeichnis.....	105

## 0. Einleitung:

Ein Gedanke des postkolonialen Theoretikers Homi K. Bhabha erläutert, dass wir „[i]n unserem von Emigration, Migration und ethnischer Hybridität gekennzeichneten Zeitalter [...] zunehmend mit Hilfe von Denkfiguren, wie ‚Zwischenräumen‘, ‚Spalten‘, ‚Spaltungen‘ oder ‚Doppelungen‘ operieren [müssen], um die Frage der kulturellen Differenz als produktive Desorientierung und nicht als Festschreibung einer vereinnehmbaren Andersartigkeit zu verhandeln.“<sup>1</sup>

Die hier angesprochenen Metaphern der Aufspaltung, des Zwischenraumes oder der Duplizität finden sich auch häufig bei der Beschreibung von Texten einer sehr polarisierenden ‚Literaturkategorie‘: der sogenannten ‚Migrationsliteratur‘.

In meiner Diplomarbeit beschäftige ich mich mit drei Romanen, die sich intensiv mit dem Thema Migration sowie mit Fragen der Verortung, als auch mit (Zugehörigkeits-) Kategorien wie Kultur, Nation und Identität auseinandersetzen. Die Autorinnen der Werke, Melinda Nadj Abonji, Jula Rabinowich und Olga Grjasnowa, weisen dahingehend Parallelen auf, dass sie alle im Laufe ihres Lebens einen einschneidenden Ortswechsel vollzogen und in weiterer Folge auch einen zweiten Übertritt – von ihrer Muttersprache ins Deutsche – unternommen haben.

Im Bewusstsein dessen, dass die Einordnung zur ‚Migrationsliteratur‘ einen problematischen Zwiespalt zwischen Sichtbarmachung und Festschreibung aufmacht, stellt sich dennoch die Frage, wie man bei der Analyse von Texten, die Autor\_innen nicht-deutscher Muttersprache auf Deutsch schreiben und die einen Schwerpunkt in Bezug auf Reflexionen zu Identität, Migration und Verortung aufweisen, einerseits dem äußeren Entstehungskontext und andererseits dem inhaltlichen Themenkomplex mit seinen literarischen Ausformungen gerecht werden kann. Welcher literaturtheoretische Ansatz könnte für eine solche Betrachtung ergiebig sein?

---

<sup>1</sup> Bronfen, Elisabeth: Vorwort. In: Bhabha, Homi. K: Die Verortung der Kultur. Tübingen: Stauffenburg 2000, S. IX.

Hannes Schweiger hat in seinem Aufsatz „Produktive Irritationen: Die Vervielfältigung von Identität in Texten Anna Kims“<sup>2</sup> die Frage gestellt, ob die Anwendung postkolonialer Literaturtheorien auch bei der Analyse von Werken aufschlussreich sein könnte, die nicht in einem (post)kolonialen Kontext entstanden sind. Schweiger, sich der Problematik eines ‚Theorietransfers‘ bewusst, meint in Anlehnung an die Slawistin Eva Hausbacher, „dass ein solches Übertragen fruchtbar sein kann, die spezifische Gestaltungsweisen von Texten sichtbar macht und deren Kontextualisierung in wissenschaftlichen wie auch nicht-wissenschaftlichen Diskussionen zu Globalisierung und Migration ermöglicht“<sup>3</sup>. Er beschreibt in einem anderen Artikel mit dem Titel „*Zwischenwelten*. Postkoloniale Perspektiven auf Literatur von MigrantInnen“<sup>4</sup> die vielfachen Parallelen, die sich bei Betrachtung der Themen von ‚Migrationsliteratur‘ und postkolonialer Theorie herauskristallisieren:

Dazu gehören: erstens das Migrationserlebnis als einschneidendes Erlebnis, bei dem Grenzen einerseits überschritten werden, andererseits neue und andere Grenzen gezogen werden bzw. die bisherigen Grenzen verschoben werden. Zweitens die Problematisierung von Identität vor dem Hintergrund der Migrationserfahrung. Drittens das In-Frage-Stellen von Konzepten wie Nation und Kultur sowie von essentialisierenden Identitätszuschreibungen. Viertens lässt sich in den Texten Bhabhas wie auch in jenen von MigrantInnen der performative Charakter von Identität, Kultur und Nation finden. Fünftens stehen häufig Machtverhältnisse und das Verhältnis von Mehrheitsgesellschaft und Minorität im Mittelpunkt. Und sechstens, um die noch erweiterbare Auflistung hier zu beenden, wird einerseits auf das Potential einer Position zwischen den Kulturen im so genannten Dritten Raum verwiesen, andererseits aber wird auch die Belastung und Problematik einer solch prekären Situation in den Zwischenräumen deutlich.<sup>5</sup>

Diese Überschneidungen deuten nun schon auf das Potential einer Zusammenführung von ‚Migrationsliteratur‘ und postkolonialer Theorie hin. Zusätzlich einleuchtend zeigt sich dieses Vorhaben bei einer Betrachtung der postkolonialen Theorie als „spezifische[r] Lektüre- und Analysestrategie“<sup>6</sup>, deren Ziel es ist, essentialistische Kategorien kritisch zu durchleuchten und zu zerlegen. So verweist auch Anna Babka in ihrem Aufsatz „In-side-out‘ the Canon“<sup>7</sup> auf die Mehrdeutigkeit des Begriffes *postkolonial*, der sich im Kontext der Literaturkritik in unterschiedliche Richtungen orientiert und somit auch „die Lektüre

---

<sup>2</sup> Schweiger, Hannes: Produktive Irritationen: Die Vervielfältigung von Identität in Texten Anna Kims. In: Babka, Anna und Julia Malle u.a. (Hg.): Dritte Räume. Homi K. Bhabhas Kulturtheorie. Kritik. Anwendung. Reflexion. Wien, Berlin: Turia + Kant 2012. S. 145-160.

<sup>3</sup> Ebd., S. 147.

<sup>4</sup> Schweiger, Hannes: *Zwischenwelten*. Postkoloniale Perspektiven auf Literatur von MigrantInnen. In: Müller-Funk, Wolfgang und Birgit Wagner (Hg.): Eigene und andere Fremde. „Postkoloniale“ Konflikte im europäischen Kontext. Wien: Turia + Kant 2005, S. 218.

<sup>5</sup> Ebd., S. 217-218.

<sup>6</sup> Hausbacher, Eva: Migration und Literatur: Transnationale Schreibweisen und ihre „postkoloniale“ Lektüre. In: Vorderobermeier, Gisella und Michaela Wolf (Hg.): "Meine Sprache grenzt mich ab ...": Transkulturalität und kulturelle Übersetzung im Kontext von Migration. Wien, Berlin: Lit. Verlag 2008, S. 60.

<sup>7</sup> Babka, Anna: „In-side-out“ the Canon. Zur Verortung und Perspektivierung von postkolonialen Theorien und Gendertheorien in der germanistischen Literaturwissenschaft. In: kakanien revisited, <http://www.kakanien.ac.at/beitr/theorie/ABabka1.pdf> (26.01.2013)



bestimmter Tropen, Strukturen und Figuren [fokussiert], die für den postkolonialen Diskurs bestimmend sind und die auch in Texten wirksam sind, die nicht unbedingt der postkolonialen Literatur im engeren Sinne anzugehören scheinen“<sup>8</sup>.

Meine Diplomarbeit setzt sich aus sieben Kapiteln zusammen, deren erster Teil den nicht unproblematischen Begriff der ‚Migrationsliteratur‘ genauer untersucht und sich in weiterer Folge mit den schwierigen Ein- und Zuordnungsversuchen der Literatur von Autor\_innen mit Migrationshintergrund beschäftigt. Es soll herausgefunden werden, ob eine gemeinsame literarische Einordnung aufgrund von ähnlichen Themen sowie Parallelen in Bezug auf biographische Hintergründe, wie sie unter den Termini der Migrations- oder Migrant\_innenliteratur vonstattengeht, sinnvoll und berechtigt ist.

Das zweite Kapitel dringt zu einem zentralen Punkt der Arbeit vor: den postkolonialen Theorien. In diesem Teil wird ein Überblick zu den Ansätzen postkolonialer Theoretiker\_innen, darunter Homi K. Bhabha und Edward Said, gegeben. Weiters werden zentrale Begriffe des postkolonialen Diskurses, darunter *Hybridität*, *Mimikry* und der sogenannte *Third Space* diskutiert. Zuletzt soll auch unterschiedlichen Kritikpunkten Platz eingeräumt werden, die in Bezug auf die postkolonialen Theorien häufig geäußert werden.

Im dritten Kapitel werden anhand des Aufsatzes „*Go-Between. Postkoloniale Erzähltheorie*“ von Hanne Birk und Birgit Neumann zentrale Konzepte und Ziele der postkolonialen Literaturkritik vorgestellt. Da sich ein erzähltheoretischer Zugang vor allem mit textimmanenten und formalen Aspekten von Literatur beschäftigt, während sich die postkolonialen Ansätze den thematischen, kontextuellen und ideologiekritischen Aspekten von Texten widmen<sup>9</sup>, scheint eine Analyse verfolgenswert, die an den Schnittstellen der Disziplinen verläuft, um den literarischen Texten gerecht zu werden. In Birk und Neumanns Artikel werden Fragenansätze für eine postkoloniale erzähltheoretische Analyse vorgestellt, die ich als sehr anregend empfinde und eine Auswahl davon bei der Analyse meiner literarischen Werke anwenden möchte.

Nebst einer kurzen Vorstellung der Autorinnen im vierten Kapitel, werden in den darauffolgenden drei Kapiteln die Primärwerke „Tauben fliegen auf“<sup>10</sup> von Melinda Nadj Abonji,

---

<sup>8</sup> Babka; „In-side-out“ the Canon, S. 5.

<sup>9</sup> Vgl.: Birk, Hanne und Birgit Neumann: *Go-Between. Postkoloniale Erzähltheorie*. In: Nünning, Ansgar und Vera Nünning (Hg.): *Neue Ansätze in der Erzähltheorie*. Trier: WVT 2002, S. 115.

<sup>10</sup> Nadj Abonji, Melinda: *Tauben fliegen auf*. 3. Aufl. Salzburg, Wien: Jung und Jung 2012.

„Spaltkopf“<sup>11</sup> von Jula Rabinowich und „Der Russe ist einer, der Birken liebt“<sup>12</sup> von Olga Grjasnowa unter Einbeziehung der postkolonialen Erzähltheorie genauer untersucht.

Zum einen sollen die Texte auf Thematisierungen von Identitäts- und Alteritätskonzepten befragt werden, wobei herauszufinden ist, ob darin hybride bzw. transkulturelle Identitätsentwürfe vorkommen, die der ‚Migrationsliteratur‘ so oft zugesprochen werden. Ein weiterer Schwerpunkt widmet sich der Frage nach der Verortung der Figuren – in folgedessen soll betrachtet werden, ob sich die Protagonist\_innen über fixe Orte und Räumlichkeiten definieren oder ob sie sich an einem *Third Space*, sozusagen einem Ort im ‚Dazwischen‘ positionieren. Außerdem wird erörtert, welche Standpunkte die Werke in einem Migrationsdiskurs in Bezug auf Fragen der Zugehörigkeit versus Nicht-Zugehörigkeit einnehmen. So soll unter anderem beleuchtet werden, ob in den Texten mit binären Kategorisierungen gebrochen wird und es dadurch zu einer Dekonstruktion von starren Einteilungen in ‚Fremdes‘ und ‚Eigenes‘ kommt oder im Gegenteil diese Oppositionspaare in den Texten reproduziert werden.

Im abschließenden Kapitel werden einerseits die Ergebnisse der Literaturanalyse in Bezug zueinander gesetzt sowie die aus der Diplomarbeit gewonnenen Erkenntnisse rekapituliert.

---

<sup>11</sup> Rabinowich, Jula: Spaltkopf. Wien: edition exil 2008.

<sup>12</sup> Grjasnowa, Olga: Der Russe ist einer, der Birken liebt. München: Hanser 2012.

## 1. ‚Migrationsliteratur?‘

Die weltweiten Migrationsbewegungen, die sich in den letzten 60 Jahre vervielfacht haben und deren Auslöser mannigfaltig und komplex sind, zeigen starke Auswirkungen auf die Bereiche des gesellschaftlichen, sozial-politischen sowie kulturellen Lebens und haben unzweifelhaft auch auf die literarische Landschaft Europas eingewirkt.<sup>13</sup>

Was bis dahin in der Form von Einzelfällen oder in temporär begrenzten Phasen – wie beispielsweise in der Exilliteratur europäischer Schriftstellerinnen und Schriftsteller, die während des Zweiten Weltkriegs vornehmlich in die USA flohen, auftrat, ist in den letzten vier, fünf Jahrzehnten zu einem Massenphänomen geworden.<sup>14</sup>

Hinter dem Terminus ‚Migration‘ verbergen sich unterschiedlichste Geschichten, sie erzählen von ‚Auswanderung, Arbeitsmigration, Flucht, Exil, Asyl oder von moderner Systemmigration und Mobilität‘<sup>15</sup>. Und jede Migration wirkt in anderer Weise auf das Leben der Migrant\_innen ein, prägt ihre Vorstellungen und ihre Tätigkeiten.<sup>16</sup> Auch im Bereich der Literaturproduktion gibt es somit immer mehr Schriftsteller\_innen, die Migrationshintergrund haben, die also in einem neuen Land und oftmals auch in einer neuen Sprache schreiben.<sup>17</sup> Diese neuen Bedingungen bei der Literaturproduktion wirken natürlich auf das große Feld der Literaturszenen sowie den Literaturbetrieb zurück, was die Schweizer Literaturwissenschaftlerin Bettina Spoerri folgend beschreibt:

Diese grosse Bewegung, die weiterhin in Gang ist, hat erstens die kulturelle Struktur der Literaturszenen im Bereich der Literatur-Produzenten dezidiert verändert; zweitens hat in diesem Zusammenhang in den letzten Jahren eine bemerkenswerte und durchaus tiefgreifende Verschiebung eingesetzt, was die Positionierung der Literatur von Autorinnen und Autoren, die nicht in ihrer Sprache schreiben, innerhalb des Literaturbetriebs und des Literaturmarkts anbelangt.<sup>18</sup>

Um diese angesprochenen Veränderungen nachvollziehen zu können, muss man auf die Entwicklungen der letzten sechzig Jahre im Bereich von Migration und Literatur zurückblicken.

---

<sup>13</sup> Vgl.: Spoerri, Bettina: Deterritorialisierungsstrategien in der transnationalen Literatur der Schweiz – ein aktueller Paradigmenwechsel. In: Kamm, Martina und Bettina Spoerri u.a. (Hg.): Diskurse in die Weite: Kosmopolitische Räume in den Literaturen der Schweiz. Zürich: Seismo Verlag 2010, S. 31.

<sup>14</sup> Ebd.

<sup>15</sup> Esselborn, Karl: Deutschsprachige Minderheitenliteratur als Gegenstand einer kulturwissenschaftlich orientierten ‚interkulturellen Literaturwissenschaft‘. In: Durzak, Manfred und Nilüfer Kuruyazıcı (Hg.): Die *andere* deutsche Literatur. Istanbul: Vorträge. Würzburg: Königshausen & Neumann 2004, S. 13.

<sup>16</sup> Vgl.: Ebd.

<sup>17</sup> Vgl.: Spoerri: Deterritorialisierungsstrategien, S. 31.

<sup>18</sup> Ebd.

Bei der Beschäftigung mit deutschsprachiger Literatur, die, seit dem Ende des 2. Weltkriegs, von Autor\_innen mit Migrationshintergrund geschrieben worden ist, findet man sich mit einer Vielzahl von begrifflichen Einordnungsversuchen konfrontiert. In den 70er Jahren kommt es im deutschsprachigen Raum zu zaghaften Anfängen bei der Beschäftigung mit Literatur von Minoritäten. Infolgedessen entstehen unter den Termini Ausländer\_innenliteratur und Gastarbeiter\_innenliteratur erste wissenschaftliche Untersuchungen zu literarischen Veröffentlichungen. „Emigrantenliteratur, Exilliteratur, Literatur von innen, Brückenliteratur, kleine Literatur oder Randliteratur, Literatur in der Fremde, Migrationsliteratur, Minderheitenliteratur“<sup>19</sup>, erweitert Petra Thore in ihrer Dissertation die Begrifflichkeiten, die zu verschiedenen Zeitpunkten angewendet worden sind und macht dadurch deutlich, „welche literaturwissenschaftlichen Wahrnehmungsprobleme im Spannungsfeld zwischen Inklusion und Exklusion entstehen“<sup>20</sup>.

Diese Kategorisierungsversuche erweisen sich aus unterschiedlichen Gründen als problematisch. Einerseits verkürzen sie den ästhetischen Blick auf die literarischen Werke, indem sie höchst unterschiedliche Schreibweisen mit einem Schlagwort verbinden wollen. Ferner ist bei der Thematisierung einer sogenannten ‚Migrationsliteratur‘ die Tendenz zu beobachten, dass von Seiten der Rezipient\_innen biographische Aspekte der Autor\_innen in den Vordergrund gerückt werden – eine Tatsache, die oftmals wiederum Generalisierungen die jeweils unterschiedlichen Bedingungen von Migration betreffend nach sich zieht. Andererseits wird bei diesem Thema auch ein Zugehörigkeitsdiskurs sichtbar, da durch die Kennzeichnung ‚Migrations- oder Migrant\_innenliteratur‘ eine Abgrenzung zur ‚eigentlichen, arrivierten‘ Literatur eines Landes gezogen wird.

Julya Rabinowich, die Autorin eines der Werke, welches in dieser Diplomarbeit näher betrachtet wird, antwortet in einem Interview mit dem Onlinemagazin „Migrazine“, auf die Frage nach der Kategorie der ‚Migrant\_innenliteratur‘ Folgendes:

Für Machtspielchen ist die Bezeichnung ‚Migrationsliteratur‘ [...] eine billige Möglichkeit, nicht ganz zufriedenstellende Texte aufzuwerten bzw. qualitativ hochwertige zu verniedlichen. Es gibt ja auch durchaus die Tendenz, das Autobiografische der Qualität vorzuziehen, womit weder dem Leser noch dem Schreiber wirklich geholfen ist – es ist im Endeffekt ein Betrug an beiden.<sup>21</sup>

---

<sup>19</sup> Thore, Petra: „wer bist du hier in dieser stadt, in diesem land, in dieser neuen welt“. Die Identitätsbalance in der Fremde in ausgewählten Werken der deutschsprachigen Migrantenliteratur. Uppsala: Universitet 2004, S. 37.

<sup>20</sup> Ebd.

<sup>21</sup> Yun, Vina: „Der Markt braucht Labels“. Das Dilemma der „Migrationsliteratur“ – zwischen strategischer Aufwertung und breitenwirksamer Verniedlichung.

Diese Einteilungen werfen also eine Vielzahl von Fragen auf: Was bedeutet eine literarische Grenzziehung zwischen sogenannter ‚Migrationsliteratur‘ und nationaler Literatur? Sind nationalkulturelle Bestimmungen bei der Beschäftigung mit Literatur (immer noch) zentral? Ist solch eine binäre Einteilung in eine ‚eigene‘ und eine ‚fremde‘ Literatur haltbar? Zusätzlich stellt sich die Frage nach den Kriterien, die Zugehörigkeit bestimmen: Welche Faktoren sind ausschlaggebend, um Autor\_innen der ‚Migrant\_innen‘- oder ‚Migrationsliteratur‘ zuzuordnen?

Die Definitionswut in diesem Feld legt Zeugnis von der Komplexität der Debatte rund um Migration und Literatur ab. So reflektieren die unterschiedlichen Begriffe jeweils andere Schwerpunkte, die im Themenfeld gesetzt wurden und werden. ‚Ausländer\_innenliteratur‘ weckt andere Assoziationen als ‚Literatur der Minderheiten‘ und wieder andere Aspekte stehen im Vordergrund, wenn – was in den letzten zwei Jahrzehnten häufiger vorkommt – von einer ‚inter- oder transkulturellen Literatur‘ gesprochen wird. Um diesen Begrifflichkeiten auf die Spur zu kommen, soll im Folgenden ein kompakter historischer Abriss über die verschiedenen Benennungen von Literatur im Zusammenhang mit Migration gegeben werden. Gleichzeitig soll auch eine kritische Befragung dieser Termini stattfinden. Hierbei werden die Entwicklungen in Deutschland, Österreich und der Schweiz beschrieben, da auch die in der vorliegenden Arbeit behandelten Werke aus diesen Ländern kommen.

## **1.1. Historischer Abriss**

### **1.1.1. Die Situation in Deutschland**

Beispiele einer deutschsprachigen Literatur von Autor\_innen mit Migrationshintergrund gibt es in Deutschland schon seit den 1960ern. Dennoch wird die deutschsprachige Minderheitenliteratur und besonders die deutschsprachige ‚Migrationsliteratur‘ lange Zeit marginalisiert und von Seiten der Inlandsgermanistik nicht auf einer breiteren Basis rezipiert. Erst ab den 1980er Jahren richtet sich die Aufmerksamkeit vermehrt auf diesen Bereich der Literatur. Das Interesse kommt zu Beginn einerseits aus dem Fach Deutsch als Fremdspra-

che, das sich unter Harald Weinrich in einer Tagung im Jahr 1984, dem Schwerpunkt ‚Gastarbeiterliteratur‘ widmet und andererseits aus der Interkulturellen Pädagogik.<sup>22</sup>

Im Gegensatz zur Emigrations-, bzw. Exilliteratur, die vor allem im Kontext des 2. Weltkrieges entstanden und auch später in Bezug auf diese Epoche stark rezipiert und analysiert worden ist, verweist der Begriffe der ‚Gastarbeiter\_innenliteratur‘ auf eine ganz spezielle Gruppierung von Migrant\_innen und eine spezifische Zeitperiode.

Heidi Rösch, eine Vertreterin der Interkulturellen Pädagogik, skizziert in ihrem 1992 erschienenen Band „Migrationsliteratur im interkulturellen Kontext“<sup>23</sup> die vielfältigen Veröffentlichungen, die im Fahrwasser des Begriffs ‚Gastarbeiter\_innenliteratur‘ veröffentlicht wurden: „Sozialreportagen von und über ArbeitsmigrantInnen, [...] Berichte oder schlichte Erzählungen aus dem Milieu der ArbeitsmigrantInnen, (Auto-)Biographien und Erfahrungsberichte Betroffener wurden als Geschichte(n) in der Tradition der ‚oral history‘ gesammelt.“<sup>24</sup>

Diese Erzählungen dienen in erster Linie einer Aufklärung über die oftmals schwierigen Lebenssituationen der Arbeitsmigrant\_innen in Deutschland, während die literarisch-ästhetischen Qualitäten als nicht allzu wesentlich erscheinen. Laut Rösch sind diese Texte eher dem Bereich der „Literatur zum Thema der Arbeitsmigration“ als einer ‚Migrationsliteratur‘ zuzuordnen, da sie vor allem durch den Gegenstand des Schreibens gekennzeichnet sind.

Werner Nell bringt in seinem Aufsatz „Zur Begriffsbestimmung und Funktion einer Literatur von MigrantInnen“<sup>25</sup> die Problematik in der Diskussion über Literatur von Migrant\_innen auf den Punkt, die in der Uneindeutigkeit der Kriterien liegt, die eine Zugehörigkeit zur ‚Migrationsliteratur‘ bestimmen: Zählt die Biographie? Müssen die Autor\_innen einen ‚fremden‘ Pass besitzen oder eine ‚nicht-deutsche‘ Muttersprache haben, um der Gruppierung anzugehören? Oder sollen Themen und Inhalte der Werke als Ordnungskriterium herangezogen werden? Sind dann aber Autor\_innen ‚ohne Migrationshintergrund‘, die über

---

<sup>22</sup> Esselborn, Karl: Von der Gastarbeiterliteratur zur Literatur der Interkulturalität. Zum Wandel des Blicks auf die Literatur kultureller Minderheiten in Deutschland. In: Wierlacher, Alois (Hg.): Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache 23 (1997), S. 47.

<sup>23</sup> Rösch, Heidi: Migrationsliteratur im interkulturellen Kontext. Eine didaktische Studie zur Literatur von Aras Ören, Aysel Özakin, Franco Biondi und Rafik Schami. Frankfurt/Main: Verlag für Interkulturelle Kommunikation 1992.

<sup>24</sup> Ebd., S. 25.

<sup>25</sup> Nell, Werner: Zur Begriffsbestimmung und Funktion einer Literatur von MigrantInnen. In: Amirsedghi, Nasrin und Thomas Bleicher (Hg.): Literatur der Migration. Mainz: Donata Kinzelbach 1997, S. 34-48, zitiert nach: Friedl: Der Literaturpreis S. 29.

Themen wie Heimat, Fremde und Migrationsbewegungen schreiben auch dieser Literatur zuzuordnen?<sup>26</sup>

Eine andere, wichtige Arbeit, die schon sehr früh versucht, die unterschiedlichen Diskursebenen im Umgang mit ‚Gastarbeiter\_innenliteratur‘ zu analysieren, stammt von der USA-Germanistin Arlene Akiko Teraoka. Sie veröffentlicht 1987 die Forschungsarbeit *„Gastarbeiterliteratur: The Other Speaks Back“*<sup>27</sup>. In diesem Text beschäftigt sie sich mit dem literarischen Phänomen der ‚Gastarbeiter\_innenliteratur‘ und deren Rezeption innerhalb unterschiedlicher Forschungsdisziplinen. Sie beschreibt eine generalisierende und vereinnehmende Haltung bei der Beschäftigung mit sogenannter ‚Gastarbeiter\_innenliteratur‘ und warnt, dass die wissenschaftlichen Betätigungen oftmals mehr über die Forschenden als über die tatsächlich behandelten literarischen Werke aussagen: „For one thing, a reader of *Gastarbeiterliteratur* will soon realize that the term itself is more projection than description.“<sup>28</sup>

In Anbetracht der Tatsache, dass ‚Gastarbeiter\_innenliteratur‘ weder vor allem von Gastarbeiter\_innen geschrieben, noch vor allem von diesen rezipiert wird, schlägt Teraoka vor, stattdessen zu untersuchen, in welcher Art diese Literatur repräsentiert und institutionalisiert wird.<sup>29</sup> Denn „[w]hat is called *Gastarbeiterliteratur*, in other words, is really contested territory, and all claims made about or *on* it are profoundly strategic and political“<sup>30</sup>. Mit diesem Hinweis auf den Konstruktionscharakter des ‚Genres‘, sowie auf den vereinnehmenden Blick der Wissenschaftler\_innen, beschreibt Teraoka drei vorherrschende Linien bei der Thematisierung der Literatur von Migrant\_innen.

Die erste Entwicklung hängt eng mit Yüksel Pazarkaya zusammen, dem ersten türkischen Autor, der über ‚Gastarbeiter\_innenliteratur‘ schreibt. Teraoka beschreibt seinen Ansatz als durch und durch von einem statisch-homogenen Kulturverständnis geprägt und einem ‚deutschen‘ Ideal des Humanismus sowie der Herder’schen Nationalidee verhaftet.<sup>31</sup> Pazarkaya strebt gegenseitiges kulturelles Verständnis an, er ist dem „idealistischen Konzept

---

<sup>26</sup> Ebd.

<sup>27</sup> Teraoka, Arlene Akiko: *Gastarbeiterliteratur: The Other Speaks Back*. In: *Cultural Critique* 7 (1987). S. 77-101.

<sup>28</sup> Ebd., S. 83.

<sup>29</sup> Vgl.: Ebd., S. 85.

<sup>30</sup> Ebd., S. 82.

<sup>31</sup> Vgl.: Ebd., S. 86-87.

einer kulturellen Synthese<sup>32</sup> verpflichtet, die jedoch wenig auf ökonomische Realitäten eingeht, sondern einen universellen Humanismus huldigt, den Teraoka wie folgt beschreibt: „True German culture, and the true possession of the German language, are thus elevated to a sphere of moral and humanistic understanding to which anyone, regardless of nationality or native language, can aspire – a Schillerian sphere of aesthetic understanding and harmony to which insightful Turkish writers can lead the way.“<sup>33</sup>

Der zweite Ansatz steht im Gegensatz zu dem harmonisch geprägten Ansatz Pazarkayas. Er zeichnet sich durch einen sozialkritisch-politischen Hintergrund aus und geht von Verlagen wie „Südwind“ oder „PoliKunst“ aus. Kennzeichnend für diese Bewegung ist das Schlagwort der *Betroffenheit*. Rafik Schami und Franco Biondi, Gründer der Serie ‚Südwind Gstarbeiterdeutsch‘ und beide literarisch tätig, beschäftigen sich 1984 in ihrem Artikel ‚Literatur der Betroffenheit‘<sup>34</sup> mit der Gstarbeiter\_innenliteratur, als Mittel zur Sichtbarmachung und Veränderung der Lebensumstände von Arbeitsmigrant\_innen. Unter dieser Perspektive rücken die sozialen und politischen Aspekte, die Literatur thematisiert, in den Vordergrund, während die literarisch-ästhetischen Aspekte zweitrangig sind.

Schami und Biondi benutzen absichtlich die eigentlich pejorativ konnotierte und von außen auferlegte Definition des ‚Gstarbeiters‘ für ihre Literatur, um die Ironie dahinter sichtbar zu machen und die euphemistischen Konnotationen des Begriffs aufzudecken: Denn ‚Gäste‘ zeichnen sich einerseits zumeist dadurch aus, dass sie nicht auf Dauer bleiben und sind durch diese Benennung bereits als nicht-zugehörig markiert. Zusätzlich mutet die Bezeichnung des Gasts, bezogen auf Personen, die vor allem ihrer Arbeitskraft wegen ins Land geholt wurden, seltsam an.<sup>35</sup>

Der Begriff erweist sich in weiterer Folge auch durch die schon oben erwähnte Beobachtung als überholt, da die sogenannte ‚Gstarbeiter\_innenliteratur‘ nur selten von Arbeiter\_innen geschrieben oder rezipiert wird.

Im Zuge dieser Erkenntnisse kommt es zu einer Abkehr vom Begriff der ‚Gstarbeiter\_innenliteratur‘, stattdessen werden neuen Terminologien, wie die der Auslän-

---

<sup>32</sup> Günther, Petra: Die Kolonisierung der MigrantInnenliteratur. In: Hamann, Christof und Cornelia Sieber (Hg.): Räume der Hybridität. Postkoloniale Konzepte in Theorie und Literatur. Hildesheim: Olms 2002, S. 151.

<sup>33</sup> Teraoka: *The Other Speaks Back*, S. 87.

<sup>34</sup> Biondi, Franco und Rafik Schami: Literatur der Betroffenheit. Bemerkungen zur Gstarbeiterliteratur. In: Schaffernicht, Christian (Hg.): *Zu Hause in der Fremde. Ein Ausländer-Lesebuch*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1984, S. 124-136, zitiert nach: Friedl: *Der Literaturpreis*, S. 29.

<sup>35</sup> Thore: ‚wer bist du hier‘, S. 37.



der\_innen- oder der Migrant\_innenliteratur eingeführt. Die neueren Ansätze bei der Bearbeitung dieser Literatur finden jedoch immer noch vermehrt in einem „sozialpädagogischen Kontext“ statt und gehen nicht von einem „professionellen literaturwissenschaftlichen Interesse“<sup>36</sup> aus. So werden die ersten Texte vor allem auf Informationen zu den Lebenswelten, -bedingungen und Befindlichkeiten der Autor\_innen und ihrer Protagonist\_innen befragt: „Bis spät in die neunziger Jahre bewegt sich die Literatur über die MigrantInnenliteratur im deutschsprachigen Raum größtenteils auf dem skizzierten Niveau von soziologischem Impetus, wohlmeinender, in der Regel aber unreflektierter Kulturvermittlung sowie biographistischer Paraphrase.“<sup>37</sup>

Die dritte, von Teraoka geschilderte Diskurslinie bei der Beschäftigung mit ‚Migrationsliteratur‘ ist von der Arbeit Irmgard Ackermanns und Harald Weinrichs geprägt. Weinrich, ein Begründer des Münchner Deutsch als Fremdsprache Instituts und Ackermann geben „Anthologien deutschsprachiger Texte nicht-deutscher Autoren“ heraus. Sie rufen einen Preis ins Leben, der später zum Adalbert-von-Chamisso-Preis wird – ein wichtiger Bestandteil bei der Sichtbarmachung von marginalisierter ‚Migrationsliteratur‘. Teraoka kritisiert jedoch jene Bestrebungen, die eine Art Entdeckung oder Erweckung der Literatur von Migrant\_innen zum Ziel haben, in vielerlei Hinsicht. Sie bezeichnet die Herangehensweise Ackermanns und Weinrich als von einer eurozentristischen Sichtweise geprägt, die zu implizieren scheint, dass deutsche Akademiker\_innen nötig seien, um „diese Personen überhaupt erst dahin zu bringen, literarische Texte in deutscher Sprache zu schreiben“<sup>38</sup>: „The implicit attitude of the German academics towards the foreigners seems in fact to approach the colonialist stereotype of the lazy, indolent natives whose labor potential can be realized only under the external coercion of the advanced, culturally and technologically superior Europeans.“<sup>39</sup>

Diese patronisierende Haltung beschreibt Teraoka bewusst überspitzt formulierend als einen Akt, der ähnlich der (Er-)Schaffung kolonialer Kulturen, die nach der Kolonialmacht geformt werden, eine ‚deutschsprachige Literatur nicht-deutscher Autoren‘ nach dem Vorbild der deutschen Literatur modelliert. Sie fordert eine Befragung dieses Verfahrens: „[...]

---

<sup>36</sup> Günther: Die Kolonisierung der MigrantInnenliteratur, S. 151.

<sup>37</sup> Ebd.

<sup>38</sup> Weinrich, Harald: Um eine deutsche Literatur von außen bittend. In: Merkur 422 (1983), S. 919.

<sup>39</sup> Teraoka: The Other Speaks Back. S. 93-94.

we need to go on to ask how this new pseudocolonial literature is managed, controlled, and administered by its white experts.”<sup>40</sup>

Vor allem die Selektions- und Definitionsmacht, die Ackermann und Weinrich inne liegt, erscheint problematisch, so sind sie „durch ihre Tätigkeit als JurorInnen und HerausgeberInnen von Anthologien auch in der Lage, ihr Studienobjekt zu definieren und zu kontrollieren“<sup>41</sup>. Und auch die Benennung der Autor\_innen im Titel als „nicht-deutsch“ scheint eine Abgrenzung aufzuzeigen und auf die Unmöglichkeit hinzuweisen, dass diese Literatur – die ja zumeist *in* Deutschland, von Menschen die *in* Deutschland leben, geschrieben wurde – ein Teil der sogenannten deutschen Literatur sein könnte.

### 1.1.2. Die Situation in Österreich und der Schweiz

Im Zuge einer Debatte zu ‚Migrationsliteratur‘ als neuem Phänomen in Österreich, das von der nationalen Literatur abzugrenzen wäre, ist immer wieder auf die Widersinnigkeit dieses Konzeptes hingewiesen worden. Im Rückblick auf die österreichische Geschichte lässt sich eine Vielzahl an Autor\_innen aufzählen, deren Biographie von Migration und Mehrsprachigkeit geprägt ist – hier sei u.a. auf Elias Canetti, Elsa Arsenijeff und Joseph Roth hingewiesen.<sup>42</sup>

In der Einleitung zum Sammelband ‚Zeitenwende. Österreichische Literatur seit dem Millennium 2000-2010‘<sup>43</sup> beschreiben die Herausgeber\_innen Michael Boehringer und Susanne Hochreiter wie es in Bezug auf historisch-politische Aspekte zu dieser Kategorisierung einer Literatur der ‚Anderen‘ gekommen ist. So „ergibt sich aus dem Konzept der deutsch-völkischen Einheit und der [...] anhaltenden Beschwörung einer österreichisch-nationalen Identität im Zusammenspiel mit Migrationswellen vor allem aus Mittel- und Osteuropa nach 1989 ein dezidiertes Bewusstsein des ethnisch Anderen“<sup>44</sup>. Bei der Thematisierung der Entwicklung von ‚Migrationsliteratur‘ wird in diesem Band auch der politische Kontext der letzten zehn Jahre in Österreich genauer beleuchtet. Stellvertretend soll

---

<sup>40</sup> Ebd., S. 94.

<sup>41</sup> Friedl, Angelika: Der Literaturpreis „Schreiben zwischen den Kulturen“. Ein Literaturprojekt zur Förderung des Dialogs zwischen und über Kulturen. Diplomarbeit. Univ. Wien 2004, S. 36.

<sup>42</sup> Vgl.: Boehringer, Michael und Susanne Hochreiter (Hg.): Zeitenwende. Österreichische Literatur seit dem Millennium 2000-2010. Wien: Praesens Verlag 2011, S. 22.

<sup>43</sup> Ebd.

<sup>44</sup> Ebd., S. 23.

ein Überblick Sandra Vlastas zur politischen Stimmung im Österreich nach dem Millennium dienen:

Politisch wird das Thema der Immigration zwar auch im ersten Jahrzehnt des neuen Millenniums vor allem von rechter, populistischer Seite [...] aufgegriffen. Nicht zuletzt durch die Regierungsbeteiligung der FPÖ ab 2000 formiert sich aber eine starke Opposition, der sich auch zugewanderte Intellektuelle anschließen. Durch diese Reaktion, sowie durch vermehrte Diskussionen dazu auf europaweiter Ebene, wird Migration zu einem wichtigen, die Medien beherrschenden Thema, zu dem sich viele AutorInnen äußern. Diese Entwicklungen – die *edition exil* als neue Plattform für eingewanderte SchriftstellerInnen, veränderte Marktbedingungen sowie gesellschaftliches Interesse am Thema der Migration – können als Grund dafür gesehen werden, dass auch an den Werken immigrierter AutorInnen ab Ende der 1990er vermehrtes Interesse besteht. Endlich könnte man anmerken, schließlich ist es eingewanderten SchriftstellerInnen im Nachbarland Deutschland viel früher gelungen, im Literaturbetrieb sichtbar zu werden [...].<sup>45</sup>

Erst um das Jahr 2000 ist es in Österreich also auf breiterer Basis zu einer Rezeption von ‚Migrationsliteratur‘ gekommen. Nicola Mitterer und Werner Wintersteiner erläutern in ihrem Sammelband ‚Und (k)ein Wort Deutsch. Literaturen der Minderheiten und MigrantInnen in Österreich‘<sup>46</sup> mögliche Gründe für die ‚lang andauernde Missachtung, nicht nur von Seiten der Gesellschaft, sondern auch von Seiten der Literaturwissenschaft‘<sup>47</sup>. Im Zuge dessen gehen sie auch darauf ein, welche Rolle die Vorstellung einer homogenen Nationalkultur hierbei spielt:

Anerkannte ‚große Texte‘ konnten nur aus einer solchen nationalen Kultur hervorgehen und somit war alles, was politisch, sprachlich oder ökonomisch gesehen ‚am Rand‘ entstanden war, von vorne herein nicht in der Lage Texte zu produzieren, die von der Literaturwissenschaft der Analyse würdig befunden worden wären. Als logische Konsequenz haben diese Texte auch nie den Weg in die Klassenzimmer gefunden, sind also auch aus dem Bildungskanon automatisch ausgeschlossen worden.<sup>48</sup>

Mittlerweile hat sich die Beurteilung solcher ‚randständigen‘ Texte jedoch enorm gewandelt, sodass sich vormals negative Zuschreibungen inzwischen in Lobeshymnen verwandelt haben.

Vergleicht man Österreich und Deutschland in Hinblick auf die Aufnahme dieser neuen Literatur ist dennoch erkennbar, dass die wissenschaftliche und öffentliche Rezeption von ‚Migrationsliteratur‘ in Österreich weit weniger ausgeprägt ist als in Deutschland. Angelika Friedl, die in ihrer Diplomarbeit ‚Der Literaturpreis ‚Schreiben zwischen den Kulturen‘<sup>49</sup> die Tätigkeiten der *edition exil* sowie deren Autor\_innen und Werke analysiert,

---

<sup>45</sup> Vlasta, Sandra: Passage ins Paradies? Werke zugewanderter AutorInnen in der österreichischen Literatur des 21. Jahrhunderts. In: Boehringer/Hochreiter: Zeitenwende, S. 105-106.

<sup>46</sup> Mitterer, Nicola und Werner Wintersteiner (Hg.): Und (k)ein Wort Deutsch. Literaturen der Minderheiten und MigrantInnen in Österreich. Innsbruck: Studien Verlag 2009.

<sup>47</sup> Mitterer/Wintersteiner: Zu diesem Band. In: Dies.: Und (k)ein Wort Deutsch, S. 16.

<sup>48</sup> Ebd.

<sup>49</sup> Friedl, Angelika: Der Literaturpreis.

nennt als Gründe hierfür u.a. die höheren Einwanderungszahlen in Deutschland und die dort daraus entstandene ‚Gastarbeiter\_innenliteratur‘. Friedl beschreibt, „dass die Zahl der ZuwanderInnen in Österreich im Vergleich zu jener in Deutschland – in absoluten Zahlen gesehen – sehr niedrig war und ist und die Kulturschaffenden unter ihnen eine demensprechend kleinere Gruppe bilden, für die es freilich erheblich aufwändiger ist, an die Öffentlichkeit zu treten.“<sup>50</sup>

Der von Sandra Vlasta erwähnte Verein *edition exil* markiert einen wichtigen Eckpunkt auf dem Weg zu einer Beschäftigung mit und einer Sichtbarmachung von ‚Migrationsliteratur‘. Er wird 1988 von Christa Stippinger gegründet und fungiert seither als Plattform für zugewanderte Künstler\_innen und Autor\_innen.<sup>51</sup> Vor allem der von Stippinger 1997 eingeführte Literaturpreis *schreiben zwischen den kulturen* hat es sich zum Ziel gemacht, unbekannte Literatur, die sich unter anderem mit Migration sowie unterschiedlichen Kulturen und Räumen beschäftigt, sichtbarer zu machen. In der Ausschreibung des Wettbewerbs heißt es: „ziel dieses projektes ist es, neue literarische talente in österreich zu entdecken. autorinnen, die aufgrund ihres neuen, oft unverstellten blickes auf die deutsche sprache imstande sind, dieser neue impulse zu geben“<sup>52</sup>. Die *edition exil* vergibt mittlerweile Literaturpreise in acht Kategorien, u.a. für Prosatexte von Schriftsteller\_innen mit Migrationshintergrund, aber auch für Autor\_innen deutscher Muttersprache, des Weiteren Lyrik- und Dramatik-Preise, Preise für Schulklassen sowie für Jugendliche.<sup>53</sup>

Als positiv zu bewerten ist, dass durch die Tätigkeiten des Vereins der Zugang zum Literaturbetrieb für Migrant\_innen erleichtert wird, die aufgrund diverser Marginalisierungen benachteiligt sind. Somit reagiert die *edition exil* auf die realen Verhältnisse, dass sich für Menschen, die nicht in Österreich aufgewachsen sind, der Weg bis zum Eintritt in die literarische Welt oftmals als ein schwieriger erweist. Hiermit ist natürlich nicht eine etwaige ‚fehlende Kompetenz‘ bei der literarischen Betätigung gemeint, vielmehr geht es z.B. um die ökonomische Bedingungen, das fehlende Wissen um die Regeln in der Verlagswelt sowie den Mangel an Kontakten und dergleichen. Dieser Ausschluss aus dem Literaturbe-

---

<sup>50</sup> Ebd., S. 26.

<sup>51</sup> Ebd., S. 11.

<sup>52</sup> Stippinger, Christa: „vom schreiben der expatriatrii“. zur literatur von autorinnen mit migrationshintergrund in österreich am beispiel der exil-literaturpreise *schreiben zwischen den kulturen*. In: Mitterer/Wintersteiner: Und (k)ein Wort Deutsch, S. 106.

<sup>53</sup> Vgl.: Ebd.

trieb wird auch von der in der Schweiz ansässigen Schriftstellerin Melinda Nadj Abonji in einem Gespräch mit dem „Schweizermonat“ angesprochen:

Als Zugezogene hat man keine Kontakte zur Literaturszene. Es gibt keinen Onkel, der im Stiftungsrat *Soundso* sitzt. Keine Tante, die Verlegerin ist. Das ist völlig in Ordnung und kein Vorwurf an die etablierten Schriftsteller, die diese Netzwerke nutzen können. Für uns Zugezogene gilt aber: wir mussten uns unseren Ruf erarbeiten, ohne Hilfestellung etablierter Kräfte.<sup>54</sup>

So beschreibt auch Friedl die Rolle des Vereins *edition exil*, „nicht als Institution, die Literatur von MigrantInnen vereinnahmen möchte, sondern als Plattform, die der Unterstützung der AutorInnen auf ihrem Weg zu einer eigenständigen Position in der österreichischen bzw. deutschsprachigen Literaturszene dienen soll“<sup>55</sup>. Folgend spricht sie auch die Gefahr einer paternalistischen Vereinnahmung – bzw. dem Vorwurf einer solchen Vereinnahmung – im Zuge der Arbeit mit migrierten Künstler\_innen an und beschreibt, dass

der VEREIN EXIL [dementsprechend bemüht ist], dieses Projekt möglichst unautoritär durchzuführen. Zunächst wird zur Bewertung der Texte eine Jury herangezogen, die jährlich wechselt und sich aus Angehörigen unterschiedlicher kultureller Gruppen zusammensetzt, wodurch ein monokultureller Blick vermieden wird.<sup>56</sup>

Die Kehrseite der Medaille besteht wohl darin, dass Publikationen in diesem Verlag wiederum zu Festschreibungen auf das Thema der Migration führen können. Die Autorin Julya Rabinowich äußert in einem Interview mit der Tageszeitung „Der Standard“, in welchem sie auf den Begriff der ‚Migrationsliteratur‘ hin befragt wird, einen ironischen Kommentar auf diese Zuschreibungen:

Ich sehe das so: bei sehr strengen [sic!] Auslegung des Begriffs MigrantInnen-Literatur wären wir sehr schnell auch beim Begriff der Würstelstand-Literatur, wenn der besprochene Schriftsteller, bevor er zu schreiben anfing, dort gearbeitet hat. Dann hätten wir bald viele Würstelstand- und Kaffeehausliteraten. Man kann Arzt, Popsternchen, Strassenkehrer [sic!], Hausfrau, sogar Psychopath gewesen sein, bevor man zu schreiben begann: dieses Faktum wird niemand interessieren. Niemand sonst wird nur nach seiner Herkunft eingeschätzt. Ich würde mir wünschen, wenn mit absolut gleichem Maß gemessen würde: Weder zu positiv, noch negativ.<sup>57</sup>

Julya Rabinowich ist eine Autorin, die ihre ersten Texte im Rahmen der *edition exil* veröffentlichte. Genauso wie Dimitré Dinev, dessen literarische Karriere ebenfalls dort begann, ist sie mittlerweile zu einem größeren Verlag gewechselt und zu einer wichtigen und um-

---

<sup>54</sup> Wiederstein, Michael: Die Anti-Pointen-Autorin. In: Schweizermonat 2 (2011).  
<http://www.schweizermonat.ch/artikel/die-anti-pointen-autorin> (25.11.2012)

<sup>55</sup> Friedl: Der Literaturpreis, S. 121.

<sup>56</sup> Ebd., S. 120.

<sup>57</sup> Schilly, Julia: „Dann hätten wir bald viele Würstelstand-Literaten“. Schriftstellerin Julya Rabinowich über ihre Abneigung gegen den Begriff „MigrantInnen-Literatur“. In: Der Standard, 19.11. 2008.  
<http://derstandard.at/1226396889022/Interview-Dann-haetten-wir-bald-viele-Wuerstelstand-Literaten> (06.01.2013)

triebigen Figur im österreichischen Literaturbetrieb geworden.<sup>58</sup> Der Verein erweist sich also als Sprungbrett, mit dessen Hilfe der Einstieg in den Literaturbetrieb erleichtert wird, ohne dann aber auf seinen ‚Stars‘ zu beharren, sondern sich stattdessen wiederum neuen, unbekanntem Talenten zu widmen.

Auch in der Schweiz ist durch die steigende Migration in Europa seit den 50er/60er Jahren ein Einwirken von ‚neuen‘ Autor\_innen auf die Literaturszene zu beobachten. Die wissenschaftliche Auseinandersetzung, die zu Beginn v.a. durch ihre Inexistenz gekennzeichnet war, setzte – ähnlich wie in Österreich – erst mit einem Verzögerungseffekt ein. Die Schweizer Literaturwissenschaftlerin Bettina Spoerri spricht hierbei von einer Diskrepanz zwischen literarischen Erscheinungen und der Forschungslage. Sie weist auf zwei Anthologien hin, die sich – mit weitem Zeitabstand – 1987 und 1998 mit dem Phänomen einer ‚Migrationsliteratur‘ beschäftigen.<sup>59</sup> Die zwei Sammlungen erschienen unter den Titeln ‚Fremd in der Schweiz. Texte von Ausländern‘<sup>60</sup> und ‚Küsse und eilige Rosen. Die fremdsprachige Schweizer Literatur‘<sup>61</sup> und sind beide einer eher biographistischen Lesart verhaftet.

In den auch in der Schweiz aufkommenden Diskussionen bezüglich einer Infragestellung von Nationalliteraturen, beschreibt Spoerri die Tatsache, dass hierbei ‚Migrationsliteratur‘ vielfach ausgeklammert werde. So erscheint die Literatur von Autor\_innen mit Migrationshintergrund in der Schweiz als zweifach marginalisiert, zum einen als *schweizerische* Literatur – ein Umstand, der sich laut Spoerri so auswirkt, „dass die Literaturkritik und auch die Literaturwissenschaft im europäischen Raum Literatur aus der Schweiz oft weniger als ihre Zuständigkeit auffassen“<sup>62</sup>. Zum anderen ergibt sich die zweite Marginalisierungstendenz daraus, dass es nur eine geringe Anzahl an wissenschaftlichen Arbeiten zur Literatur von Autor\_innen mit Migrationshintergrund gibt, die wiederum vor allem durch „gut gemeinte, aber ausgrenzend wirkende Zuschreibungen und Funktionalisierungen von Autoren und Texten“<sup>63</sup> geprägt sind.

---

<sup>58</sup> Sie hat soeben ihren dritten Roman veröffentlicht, hat eine wöchentliche Kolumne in der Wochenendausgabe der Tageszeitung „Der Standard“ und wird immer wieder von unterschiedlichen Medien zu innenpolitischen Themen befragt.

<sup>59</sup> Spoerri: Deterritorialisierungsstrategien, S. 33.

<sup>60</sup> Kummer, Irmela und Elisabeth Winiger u.a. (Hg.): Fremd in der Schweiz. Texte von Ausländern. Muri bei Bern: Cosmos Verlag 1987.

<sup>61</sup> Bürgi, Chudi und Anita Müller (Hg. u.a.): Küsse und eilige Rosen. Die fremdsprachige Schweizer Literatur. Ein Lesebuch. Zürich: Limmat Verlag 1998.

<sup>62</sup> Spoerri: Deterritorialisierungsstrategien, S. 35.

<sup>63</sup> Ebd., S. 35-36.

Spoerri erinnert an die großen Veränderungen in Deutschland im Zuge der „Kanakstas Revolte“<sup>64</sup>, in der türkische Migrant\_innen in Deutschland „mit ihrer Kanak Sprak sprachliche Defizite der Migranten in der ihnen noch fremden Sprache Deutsch stilisierten und auf diese Weise die Überheblichkeit der Mehrheitsgesellschaft ihnen gegenüber persiflierten“<sup>65</sup>. Eine vergleichbare Bewegung hat es weder in der Schweiz noch in Österreich gegeben. Die nun endlich stattfindende Thematisierung der Debatte um ‚Migrationsliteratur‘ in der Schweiz bewertet Spoerri positiv und weist auf die Bedeutung dieser ‚neuen‘ Literatur hin: „Bei dieser Literatur handelt es sich um ein zunehmend wichtiges, ja ein markantes kulturelles Element in einem Land, wie der Schweiz, wo die statistische Quote der Ausländerinnen und Ausländer so hoch wie nirgendwo in Europa ausser in Luxemburg ist.“<sup>66</sup> Wobei hier wichtig anzumerken ist, dass diese Quote, „nicht auf die politische Offenheit der schweizerischen Grenzen zurückzuführen [ist]“, im Gegenteil steht sie in Zusammenhang mit einer „restriktive[n] Praxis in Bezug auf die Vergabe der Schweizer Staatsbürgerschaft“<sup>67</sup>, die bedingt, dass auch schon lange in der Schweiz ansässigen Migrant\_innen das ‚Dazugehören‘ erschwert wird.

## 1.2. Zusammenfassung

Bei einem Vergleich der Entwicklungen der sogenannten ‚Migrationsliteratur‘ in Deutschland, Österreich und der Schweiz erscheinen nun drei Punkte besonders relevant. Erstens zeichnet sich bei der Rezeption der Texte vor allem auf wissenschaftlicher Ebene eine Verzögerung zwischen der literarischen Produktion und einer Reaktion aus Wissenschaft und Literaturbetrieb ab. Hier wird weiters ein Gefälle zwischen Deutschland versus Österreich und der Schweiz deutlich. Während in Deutschland schon in den 1980ern Anthologien zur Literatur von Migrant\_innen herausgegeben wurden und unterschiedliche wissenschaftliche Fachbereiche wie Deutsch als Fremdsprache, Germanistik oder die Interkulturelle Pädagogik sich damit beschäftigten, gab es in der Schweiz und in Österreich keine vergleichbaren Bewegungen. Auch scheinen in Deutschland die Autor\_innen selbst

---

<sup>64</sup> Ebd., S. 36.

<sup>65</sup> Ebd.

<sup>66</sup> Spoerri, Bettina: Mobile Grenzen, neue Sprachräume: Das Phänomen der Osterweiterung in der deutschsprachigen Literatur der Schweiz. In: Bürger-Kohtis, Michaela (Hg.): Eine Sprache – viele Horizonte... Die Osterweiterung der deutschsprachigen Literatur. Porträts einer neuen europäischen Generation. Wien: Praesens Verlag 2008, S. 199.

<sup>67</sup> Ebd. (In den Fußnoten.)

vermehrt auf literaturwissenschaftlicher Ebene tätig und dadurch an der Sichtbarmachung dieser marginalisierten Literatur beteiligt gewesen zu sein.<sup>68</sup>

Zweitens ist mit zu bedenken, dass sich die Debatte zu ‚Migrationsliteratur‘ auf unterschiedlichen Ebenen abspielt. So stehen zu Beginn vor allem die Bemühungen um die Sichtbarmachung einer marginalisierten Gruppe im Zentrum, wodurch der sozialpolitische Ansatz vordergründiger ist als der literarische Gehalt. Ein Ziel im Zuge der *Literatur der Betroffenheit* in den 80ern ist es demnach, eine Verbesserung der realen Lebensumstände von Gastarbeiter\_innen zu erreichen.<sup>69</sup>

Doch auch von Seiten des Literaturbetriebs und der Leser\_innen werden mit der Zeit bestimmte Erwartungen an eine Literatur von Migrant\_innen herangetragen: Spoerri beschreibt hier die Hartnäckigkeit des Lesepublikums, sich von ‚Migrationsliteratur‘ die Erfüllung bestimmter Kriterien zu erwarten, sowie die Texte zumeist vor der Folie der Biographie der Autor\_innen zu lesen.

„MigrantInnenliteratur“ und „Migrationsliteratur“ fielen, aus dieser Perspektive, idealerweise zusammen, wenn also die Literatur von MigrantInnen auch von Migration, allenfalls der eigenen in autobiographischen Texten, handelte. Während Lesepublikum und Literaturkritik bezüglich einer solchen Kongruenz gewisse Beharrungstendenzen aufweisen, indem sie dazu neigen, die literarischen Texte auf dem Hintergrund der Migrationserfahrung der Autoren zu lesen und zu interpretieren, sehen demgegenüber heute viele der hiervon betroffenen Schriftstellerinnen und Schriftsteller gerade diese Kopplung als problematisch, wenn nicht sogar einengend an.<sup>70</sup>

So ist im Rückblick ersichtlich geworden, dass die Einordnung von Texten in die Kategorie der ‚Migrationsliteratur‘ sich im Spannungsfeld von Förderung und Anerkennung auf der einen Seite sowie Vereinnahmung und Paternalismus auf der anderen Seite bewegt. Mit dem Bewusstsein um diese zwiespältige Positionierung ist als letzte große Entwicklung das Bestreben unterschiedlicher Gruppierungen auszumachen – seien dies anerkannte Größen im Universitätsbetrieb oder Verlage wie der Verein *edition exil* – die durch Preisvergaben versuchen, der Marginalisierung von Autor\_innen mit Migrationshintergrund bzw. deren Werken entgegenzuwirken. Diese Bemühungen sind folglich auch aus einer skeptischen Perspektive zu betrachten, um so paternalistische Tendenzen zu vermeiden.

Generell ist zu vermerken, dass sowohl die frühen Arbeiten zu ‚Gastarbeiter\_innenliteratur‘ als auch spätere Beschäftigungen und Veröffentlichungen zu ‚Migrationsliteratur‘ großteils vor der Folie eines traditionellen und statischen Konzeptes von Kultur, Nation und Identität geschrieben worden sind. Nichtsdestotrotz sind seit den 80er

---

<sup>68</sup> Vgl.: Esselborn: Von der Gastarbeiterliteratur, S. 59.

<sup>69</sup> Vgl.: Friedl: Der Literaturpreis, S. 29.

<sup>70</sup> Spoerri: Deterritorialisierungsstrategien, S. 37-38.



Jahren große Veränderungen, sowohl in der Literaturproduktion von Autor\_innen mit Migrationshintergrund, als auch in der Rezeption der Werke zu beobachten. Es ist zu einer Distanzierung von der sogenannten ‚Betroffenheitsliteratur‘ gekommen, außerdem zu einer Vervielfältigung und Differenzierung unterschiedlicher Migrationssituationen. Vor allem die Öffnung der Germanistik gegenüber den Kulturwissenschaften und der Einfluss neuer Kulturtheorien scheint eine Hinwendung zu diesen marginalisierteren Literaturen zu befördern. „Besonders die jüngeren Autoren verstehen sich inzwischen eher über- oder transnational im Sinne der neuen kulturhistorischen und ethnologischen Perspektive auf die Literatur von ethnischen Minderheiten in multikulturellen Gesellschaften.“<sup>71</sup>

Hierauf und auf die im Zuge des ‚Cultural Turns‘ entstehenden neuen Konzepte von Kultur, Nation und Identität wird im folgenden Kapitel genauer eingegangen.

---

<sup>71</sup> Esselborn: Von der Gastarbeiterliteratur, S. 70.



## 2. Neue Perspektiven auf Kultur, Nation und Identität

Die Auswirkungen des *Cultural Turns*, die eine Öffnung der Kulturwissenschaften anleiten, zeigen sich in einer kritischen Revision und einer Neuperspektivierung der traditionellen und geschlossenen Vorstellungen von Kategorien wie Kultur, Nation und Identität, wobei die *Postcolonial*- sowie die *Gender Studies* hierzu wichtige Impulse liefern.

Das traditionelle Kulturverständnis, das sich auf statische und homogenisierende Nationalitäts- und Identitätskonzepte stützt, wird kritisch hinterfragt. So bezeichnete Karl Esselborn im Artikel „Von der Gastarbeiterliteratur zur Literatur der Interkulturalität“<sup>72</sup> den Herder'schen Kulturbegriff, der Einzelkulturen als deutlich voneinander getrennt versteht (und auch in manchen Konzepten der Inter- bzw. Multikulturalität weiterlebt), als für die heutige Welt nicht mehr aktuell.<sup>73</sup> Kulturen gelten nicht mehr als fixe, unveränderbare Einheiten, die nebeneinander bestehen bzw. sich miteinander verstehen sollen. Im Gegenteil: in neueren Theorieansätzen werden nun Konzepte vorgestellt, die Kulturen als „deterritorialisierte Räume des Übergangs und der Begegnung, des Aushaltens multipler Identitäten, des Widerstreits zwischen konkurrierenden Repräsentationen“<sup>74</sup> verstehen.

Auch das Bild einer einheitlichen, fixen Identität wird in Frage gestellt. Es wird nun davon ausgegangen, „dass Identität weder als dinghafte, statische Größe [...], noch als einfach gegeben zu verstehen ist, sondern als der, von der oder dem Einzelnen immer wieder zu bewerkstellende, am Schnittpunkt von gesellschaftlicher Interaktion und individueller Biographie stattfindender Prozess der Konstruktion und Revision von Selbstbildern“<sup>75</sup>. Diese neuen Sichtweisen auf Identität und Kultur haben auch die Diskussionen über Migrationsphänomene beeinflusst und zu neuen Konzepten von Multi-, Inter- und Transkulturalität sowie hybriden Identitätsvorstellungen geführt.

Während Multi- und Interkulturalität eher binäre Vorstellungen von Kulturen transportieren, sozusagen zwei oder mehrere klar voneinander abgegrenzte Kulturen bezeichnen, die zwar nebeneinander bestehen sollen und dürfen, aber nicht von einer wechselseitigen Beeinflussung geprägt sind, gehen transkulturelle Ansätze nicht von klar abgrenzbaren Kulturen aus, sondern beschreiben ein „vielmaschiges und inklusives, nicht separatistisches und

---

<sup>72</sup> Ebd.

<sup>73</sup> Vgl.: Ebd., S. 64.

<sup>74</sup> Hausbacher: Migration und Literatur, S. 54.

<sup>75</sup> Nünning, Ansgar (Hg.): Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe. Metzler Lexikon. Stuttgart, Weimar: J. B. Metzler 2008, S. 307.

exklusives Verständnis von Kultur<sup>76</sup>. Das Konzept der Transkulturalität basiert auf einer Vorstellung von Kulturen, die jenseits binärer Oppositionen miteinander und untereinander im Austausch stehen und sich gegenseitig durchdringen.

Möglicherweise ist dies ein Begriff, der den Lebenssituationen in modernen Gesellschaften, die von Phänomenen der Globalisierung, vielfältigen Migrationsbewegungen und daraus resultierenden transitorischen, differenten Identitäten geprägt sind, am ehesten entspricht. So beschreibt auch Eva Hausbacher das Modell der Transkulturalität als eine „zeitgemäße und der Verfassung der gegenwärtigen Gesellschaft entsprechende Kulturauffassung“<sup>77</sup>.

## 2.1. Postcolonial Turn

Im Band „Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften“<sup>78</sup> beschäftigt sich Doris Bachmann-Medick im vierten Kapitel mit dem *Postcolonial Turn*. Sie betont die Doppelbedeutung, welche dem Begriff des Postkolonialen inne liegt: Einerseits wird darunter auf einer zeitlichen Ebene die Phase *nach* dem Kolonialismus verstanden. Der Postkolonialismus „verweist auf die Auflösung der europäischen Kolonialreiche und auf das veränderte Selbstverständnis der zur Unabhängigkeit gelangten Gesellschaften“<sup>79</sup>. Gleichzeitig weist der Begriff aber *über* diese zeitliche Ebene hinaus, so ist das ‚post‘ in Postkolonialismus nicht einfach als lineare Bewegung zu verstehen, sondern beschreibt auch das Nachwirken der Denk- und Handlungsmuster des Kolonialismus in der heutigen Zeit.<sup>80</sup>

„Post“ ist nun nicht mehr gleichbedeutend mit „nach“ bzw. mit dem Ende des Kolonialismus. Vielmehr wird das Weiterwirken kolonialistischer Strukturen in anderen Formen bezeichnet, nicht zuletzt im kulturellen und ökonomischen Gewand. Entsprechend ändert sich auch das Gegenstandsfeld: In einem durchaus widersprüchlichen Spannungsverhältnis entfaltet sich die postkoloniale Perspektive weit hinaus über Kulturen der sogenannten Dritten Welt, bzw. der Gesellschaften, die den Kolonialismus unmittelbar erlebt haben.<sup>81</sup>

Diese Beobachtungen halte ich in Bezug auf die Fragestellungen meiner Diplomarbeit für äußerst wichtig. Sie begründet, dass auch in nicht dezidiert postkolonialen Kontexten vermehrt eine Auseinandersetzung mit postkolonialen Theorien zu beobachten ist. Dies ist

---

<sup>76</sup> Welsch, Wolfgang: Transkulturalität. Zur veränderten Verfassung heutiger Kulturen. In: Schneider, Irmela und Christian W. Thomsen (Hg.): *Hybridkultur: Medien, Netze, Künste*. Köln: Wienand 1997, S. 75.

<sup>77</sup> Hausbacher: *Migration und Literatur*, S. 55.

<sup>78</sup> Bachmann-Medick, Doris: *Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 2006. Im Weiteren wird aus dem Kapitel 4: ‚Postcolonial Turn‘ zitiert: S. 184-237.

<sup>79</sup> Ebd., S. 184.

<sup>80</sup> Vgl.: Ebd., S. 185.

<sup>81</sup> Ebd.

dadurch legitimiert, dass sich die postkoloniale Theorie in erster Linie nicht mit den „Auswirkungen des Kolonialismus auf die außereuropäischen Staaten bis in die Gegenwart“ beschäftigt, sondern vielmehr das Ziel verfolgt „kritische Analysekatoren zu entwickeln, mit denen die anhaltende und weiterhin problematische Konstruktion des ‚Anderen‘ (*Othering*) aufgearbeitet werden kann.“<sup>82</sup> So verstehe ich die Postkoloniale Theorie vor allem als kulturkritisches Werkzeug zur Dekonstruktion essentialistischer Theorien, die versuchen Kategorien wie Kultur, Nation und Identität als ‚natürlich‘ und ‚rein‘ darzustellen.

Gaby Dietze, die die Überschneidungen von postkolonialer Theorie und *Gender Studies* betrachtet, beschreibt deren Absicht folgendermaßen: „Gender- wie postkoloniale Theorien nehmen eine strukturelle Machtdifferenz zum Ausgang ihrer Überlegungen und suchen aus der Position der Unterdrückten, Marginalisierten und Ausgebeuteten nach neuen Epistemologien. [...] Beiden Ansätzen geht es um die Dezentrierung bisheriger Weltbetrachtung.“<sup>83</sup>

Geschichtsbedingt ist in Deutschland, Österreich und der Schweiz später als im englischsprachigen Raum damit begonnen worden, postkoloniale Theorien zu rezipieren und weiterzuschreiben. Die ersten Anwendungen dieser – für den deutschsprachigen Raum – neuen Theorien, haben sich oftmals als problematisch erwiesen.

In Deutschland, das im Gegensatz zu Österreich und der Schweiz auf eine dezidiert koloniale Geschichte in Afrika zurückblickt (wenngleich sich diese über eine viel kürzere Periode erstreckt hat als in anderen Kolonialstaaten), hat es immer wieder Widerstand gegen die Einbeziehung postkolonialer Perspektiven in die Forschung gegeben. Die Begründungen dafür fallen, wie Christof Hamann und Cornelia Sieber, die Herausgeber\_innen des Bandes „Räume der Hybridität. Postkoloniale Konzepte in Theorie und Literatur“<sup>84</sup> ausführen, wie folgend aus: „Zum einen habe Deutschland so gut wie keinen Anteil an der europäischen Kolonialgeschichte gehabt und trage daher auch keine postkolonialen Bürden; zum anderen – damit zusammenhängend – spiele der Kolonialismus in der deutschen Literatur kaum eine Rolle.“<sup>85</sup>

---

<sup>82</sup> Ebd., S. 185.

<sup>83</sup> Dietze, Gaby: Postcolonial Theory. In: von Braun, Christina und Inge Stephan (Hg.): *Gender@Wissen*. Ein Handbuch der Gendertheorien. Köln, Weimar u.a.: Böhlau 2009, S. 328-349.

<sup>84</sup> Hamann, Christof und Cornelia Sieber (Hg.): *Räume der Hybridität. Postkoloniale Konzepte in Theorie und Literatur*. Hildesheim: Olms 2002.

<sup>85</sup> Ebd., S. 7.

Hamann und Sieber stimmen mit dieser Argumentation nicht überein, im Gegenteil sehen sie in Deutschland, mit dem sich ihr Band vorrangig beschäftigt, vermehrt Diskussionen, die von einer Identitätsvorstellung ausgehen, die „die Unverträglichkeit des ‚Deutschen‘ mit dem ‚Fremden‘ propagiert“<sup>86</sup>. Diese Entwicklungen bestätigen ihrer Meinung nach die Notwendigkeit einer Berücksichtigung postkolonialer Theorien, die „auf Vermischungen und Grenzüberschreitungen aufmerksam machen und so eindeutige Abgrenzungen zwischen Eigenem und Fremden in Frage stellen“<sup>87</sup>.

Auch Babka beschreibt, dass in den deutschsprachigen Literaturwissenschaften im Gegensatz zu „gendertheoretische[n] Fragestellungen“<sup>88</sup>, die schon in den 1970ern langsam ins Blickfeld der Disziplin rücken, eine lang andauernde Ausklammerung der postkolonialen Theorien zu beobachten ist, die jedoch in den letzten Jahren langsam behoben wird:

Dennoch ist in den letzten Jahren auch innerhalb der Germanistik ein steigendes Interesse an postkolonialen Fragestellungen und Theorieansätzen zu bemerken. Angesichts der EU-Erweiterung, der Globalisierung der Märkte und der zunehmenden Hybridisierung nationaler und ethnischer Identitäten einerseits sowie von Prozessen der Separation und Renationalisierung andererseits greift die germanistische Literaturwissenschaft verstärkt auf postkoloniale Theorieansätze zurück, um die in literarischen Texten verhandelten Fragen der kulturellen Differenz jenseits identitätstheoretischer Festschreibungen zu erörtern.<sup>89</sup>

So finden gegenwärtig auch in Österreich und in der Schweiz postkoloniale Ansätze vermehrt Eingang in die Forschung. Im letzten Jahrzehnt ist beispielsweise die imperiale Politik der Habsburgerzeit unter Einbezug der postkolonialen Perspektive ins Blickfeld der Wissenschaft gerückt. In einem Workshop der Österreichischen Akademie der Wissenschaften sind im Jahr 2003 die Machtverhältnisse während der Donaumonarchie auf ihre (post-) kolonialen Strukturen hin untersucht worden. Unter dem Titel „Die Habsburgermonarchie: ein Ort der Inneren Kolonisierung?“<sup>90</sup> ist analysiert worden, „ob die postkoloniale Theorie auch auf ein multikulturelles Staatswesen wie das der Donaumonarchie, das offensichtlich keine nennenswerte kolonialistische Vergangenheit aufweist, wissenschaftlich ertragreich anzuwenden sei.“<sup>91</sup>

---

<sup>86</sup> Ebd.

<sup>87</sup> Ebd.

<sup>88</sup> Babka: „In-side-out“, S. 1.

<sup>89</sup> Ebd.

<sup>90</sup> Feichtinger, Johannes: Die Habsburgermonarchie: ein Ort der Inneren Kolonisierung? Bericht zu einem Workshop der Kommission für Kulturwissenschaften und Theatergeschichte (Österreichische Akademie der Wissenschaften).

<http://www.h-net.org/reviews/showrev.php?id=27566> (11.11.2012)

<sup>91</sup> Weitere Ausführungen dazu: Ruthner, Clemens: K.u.k. 'Kolonialismus' als Befund, Befindlichkeit und Metapher: Versuch einer weiteren Klärung. <http://www.kakanien.ac.at/beitr/postcol/CRuthner3/Uhl>, Heidemarie: Zwischen "Habsburgischem Mythos" und (Post-)Kolonialismus. Zentraleuropa als Paradigma für Identitätskonstruktionen in der (Post-)Moderne. <http://www.kakanien.ac.at/beitr/postcol/HU11/>

Ebenso beginnt man in der Schweiz sich die Frage nach der Rolle des eigenen Landes im Kontext des (Post)Kolonialismus zu stellen. So widmet sich z.B. der Band „Postkoloniale Schweiz. Formen und Folgen eines Kolonialismus ohne Kolonien“<sup>92</sup> dieser Thematik. Hier wird, unter anderem, die Teilhabe der Schweiz an bestimmten kolonialen Projekten beleuchtet, indem beschrieben wird, wie, „[g]erade weil die Schweiz keine formale Kolonialmacht war, [...] Schweizer Firmen nach der Dekolonisierung erfolgreich ihre Stellung sichern und dabei als ‚unverdächtiger‘ Partner gegenüber den ehemaligen Kolonien auftreten [konnten].“<sup>93</sup>

Des Weiteren ist in Bezug auf Schilderungen von Praktiken der Inklusion und Exklusion wie sie in den Theorien der postkolonialen Kritik immer wieder thematisiert und offengelegt werden, festzustellen, dass diese Vorgehensweisen heute in ähnlicher Weise den Migrationsdiskurs in Österreich, Deutschland und der Schweiz beherrschen. Binäre Teilungen in In- und Ausländer\_innen, in fortschrittliche und rückschrittliche oder in traditionelle und moderne Gesellschaften bzw. Kulturen finden sowohl im öffentlichen als auch im wissenschaftlichen Bereich ihren Niederschlag. Saids Konzept des konstruierten ‚Orients‘ ist auch in Europas Tagespolitik aktuell – hier sei an das 2009 durchgesetzte Bauverbot für Minarette in der Schweiz oder an die von Thilo Sarrazin hochstilisierte Unverträglichkeit des Islams mit Deutschland erinnert.<sup>94</sup>

Nach diesem Abriss über die steigende Beschäftigung mit postkolonialen Theorien im deutschsprachigen Raum, soll nun folgend genauer auf einige wesentliche Positionen der postkolonialen Kritik und deren Vertreter\_innen eingegangen werden.

Hamann und Sieber zufolge liegen die Schwerpunkte der postkolonialen Theorien in ihrem „Plädoyer für die Instabilität und Pluralität von Identitäten“<sup>95</sup>. Ziel ist es die Performativität von Identität und Kultur aufzuzeigen, sowie die ‚Natürlichkeit‘ von Herrschaftsstrukturen zu hinterfragen. Ein weiteres, wichtiges Ergebnis auf dem Vormarsch der postkolonialen Theorien liegt in der Erkenntnis, dass die Vorstellung eines ‚echten‘ oder ‚richtigen‘ Weltwissens stark von einer eurozentristischen Perspektive geprägt ist. So ist es im Zuge

---

<sup>92</sup> Purtschert, Patricia und Barbara Lüthi u.a. (Hg.): Postkoloniale Schweiz. Formen und Folgen eines Kolonialismus ohne Kolonien. Bielfeld: transcript 2012.

<sup>93</sup> Ebd., S. 16.

<sup>94</sup> Kerner, Ina: Postkoloniale Theorien zur Einführung. Hamburg: Junius 2012, S. 72-73.

<sup>95</sup> Hamann/Sieber: Räume der Hybridität, S. 7.

des ‚postcolonial turn‘ auch zu einer ‚selbstkritische[n] Deplatzierung des europäischen Theoriediskurses‘<sup>96</sup> gekommen:

Erst unter dieser Voraussetzung konnte sich die postkoloniale Reflexion überhaupt als eine Wende herausbilden, ausgehend von der Einsicht, dass koloniale Macht nicht nur ökonomisch, sondern auch diskursiv über das (westliche) Wissenssystem ausgeübt wurde und noch immer wird. Das westliche Wissenssystem blieb schließlich auch nach der Dekolonisation als ‚Erbe‘ wirksam. Es stellte gleichsam die Waffen der westlichen Theorie, mit denen zugleich gegen deren eigene Hegemonialität angekämpft werden konnte.<sup>97</sup>

Ein treffendes Beispiel eines Theoretikers, der mit westlich geprägten Theorien, die Vormacht des Westens zu hinterfragen suchte, findet sich im Literaturwissenschaftler Edward Said, mit seinem 1978 erschienenem Werk ‚Orientalism‘ einer der Leitfiguren der postkolonialen Theorie.

### **2.1.1. Edward Said und die Erschaffung des Orient**

Der 1935 geborene und im Jahr 2003 verstorbene Said stammte aus einer christlich-palästinensischen Familie in Jerusalem. Er studierte in Kairo und emigrierte später in die USA, wo er an der Columbia University in New York unterrichtete. Er wird als ein Teil der sogenannten Trias der postkolonialen Theorie bezeichnet, die sich, außer ihm, aus den Literaturkritiker\_innen Homi K. Bhabha und Gayatri Chakravorty Spivak zusammensetzt. Saims 1978 erschienenes Werk ‚Orientalism‘ gilt als einer der Gründungstexte der postkolonialen Kritik. In diesem beschreibt der Literaturwissenschaftler wie der ‚Westen‘, bzw. der ‚Okzident‘ zur Herstellung und Festigung der eigenen Position ein Antonym, ein ‚kulturelles Gegenüber‘<sup>98</sup> braucht. In diskursiven kulturellen, wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Praktiken wird dabei ein Bild des Orients konstruiert, ja geradezu der Orient selbst erschaffen.<sup>99</sup> Nach Norbert Mecklenburg bezeichnet der Orientalismus die ‚Anwendung eines hegemonialen, die Anderen als unterlegen konstruierenden westlichen Diskurses auf Länder und Völker, die dabei als ‚Orient‘ zusammengefasst werden.‘<sup>100</sup> Als Mittel zur Festschreibung der ‚Anderen, dienen dabei simplifizierende Dichotomisierungen und Stereotypisierungen<sup>101</sup>, die mit einer ‚Essentialisierung bzw. Naturalisierung von Orient

---

<sup>96</sup> Bachmann-Medick: Cultural Turns, S. 187.

<sup>97</sup> Ebd., S. 187-188.

<sup>98</sup> Kerner: Postkoloniale Theorien, S. 67.

<sup>99</sup> Vgl.: Ebd., S.66-71.

<sup>100</sup> Mecklenburg, Norbert: Das Mädchen aus der Fremde. Germanistik als interkulturelle Literaturwissenschaft. München: iudicium 2008, S. 272.

<sup>101</sup> Vgl.: Ebd.



und Okzident einher[gehen]<sup>102</sup>. Im akademischen Bereich hat der Orientalismus, als die Konstruktion des ‚Anderen‘, der ‚Bestimmung eines positiv besetzten europäischen Selbst‘<sup>103</sup> gedient.

Interkulturelle Begegnung, wie sie die Orientalisten anstrebten, findet charakteristischerweise zwischen ungleichen Partnern statt. [...] Das von diesen hergestellte dichotome Repräsentationssystem zeigt sich dabei eingebettet in ein Stereotypenregime, bei dem der Orient als feminin, irrational und primitiv im Gegensatz zum maskulinen, rationalen und fortschrittlichen Westen entworfen wird.<sup>104</sup>

Dieser Vorgang, das Andere zu erzeugen, wird in den postkolonialen Theorien auch mit dem Begriff des *Othering* beschrieben, den Hanne Birk und Birgit Neumann folgend ansprechen:

Die Konstruktion einer kulturellen Identität stellt sich oft als Akt der bewußten Abgrenzung von Anderen dar, zumal ein Bewußtsein von Gruppenzugehörigkeit, die Vorstellung miteinschließt, sich von Nichtangehörigen dieser Gruppe [...] zu unterscheiden. Wie v.a. Edward Said in *Orientalism* (1978) illustriert hat, kann in diesem Prozeß der Abgrenzung Identität durch wertende Kontrastierungen etabliert werden, die häufig mit einer stigmatisierenden und abwertenden *rhetoric of othering* einhergehen.<sup>105</sup>

In seinem 1993 erschienenen Buch „Culture and Imperialism“ hat Edward Said die Kritik seines ersten Bandes „kulturkritisch ausgeweitet“ und auf der anderen Seite „literaturkritisch konzentriert“<sup>106</sup>. Er beschäftigt sich in diesem mit den Beziehungsgeflechten zwischen den Kolonialländern des 19. und 20. Jahrhunderts und deren Kolonien, indem er anhand der Analyse von Romanen der Frage nachgeht, inwiefern sich „Imperialismus in die Texte eingeschrieben hat“<sup>107</sup>. Seine *kontrapunktische* Literaturanalyse ist geprägt von einer Gegenüberstellung kolonialer und anti-kolonialer Werke, wobei er sich u.a. der genaueren Analyse von Jane Austens „Mansfield Park“, Joseph Conrads „Heart of Darkness“ und Rudyard Kiplings „Kim“ widmete.<sup>108</sup>

---

<sup>102</sup> Kerner: Postkoloniale Theorien. S. 67.

<sup>103</sup> Castro Varela, María do Mar und Nikita Dhawan: Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung. Bielefeld: transcript 2005, S. 32.

<sup>104</sup> Ebd., S. 33.

<sup>105</sup> Birk/Neumann: *Go-Between*, S. 124.

<sup>106</sup> Mecklenburg: Das Mädchen aus der Fremde, S. 272.

<sup>107</sup> Ebd.

<sup>108</sup> Vgl.: Ebd., S. 273.

### 2.1.2. Homi Bhabhas Konzepte der Hybridität, Mimikry und des ‚Third Space‘

Homi K. Bhabha, der 1949 in Bombay geboren wird, gehört der indischen Minorität der Parsen an, die in Indien eine soziale Randstellung inne haben. Die Perspektiven dieser Erfahrungen, so Bhabha, „[haben] ihn später über Konzepte wie ‚Dritte Räume‘ und ‚Ambivalenz‘ [...] nachdenken lassen“<sup>109</sup>. Er studiert zu Beginn in Bombay und migriert in den 70er Jahren nach London, wo er sich in Oxford weiter seinen Studien widmet. 1990 promoviert er in englischer Literaturwissenschaft und geht dann in die USA, wo er an der University of Chicago sowie in Harvard unterrichtet.<sup>110</sup>

Bhabha beschreibt die Notwendigkeit der Kolonialländer sich ihrer eigenen Vergangenheit zu stellen: „Die westliche Metropole muß ihrer postkolonialen Geschichte, die von den in sie hineinströmenden Nachkriegsmigranten und Flüchtlingen erzählt wird, als einer einheimischen Narrative begegnen, die *ihrer nationalen Identität inhärent ist*“<sup>111</sup>

Eines der signifikantesten Schlagwörter Bhabhas im postkolonialen Diskurs besteht in seiner Neudefinition des Hybriditätsbegriffs. So bezeichnet der Terminus im 19. Jahrhundert noch „die Kreuzung zwischen verschiedenen Arten, aus der dann eine dritte, hybride Spezies entsteht“<sup>112</sup> und dient später im Kontext der Rassenlehre, sowohl in der Diskussion zur Sklaverei, als auch im Nationalsozialismus, der pejorativen Benennung Menschen gemischter ‚Rasse‘.<sup>113</sup> Im Zuge des *Postcolonial Turn* findet nun allerdings eine Umdeutung statt, die *Hybridität* als die Vermischung und ‚Unreinheit‘ von Identitäten, Kulturen, Gesellschaften als positiv bewertet. *Hybridität*

fasst Kulturkontakte nicht mehr essentialistisch bzw. dualistisch, sondern entwirft einen ‚dritten Raum‘, in dem die Konstitution von Identität und Alterität weder als multikulturelles Nebeneinander noch als dialektische Vermittlung, sondern als unlösbare und wechselseitige Durchdringung von Zentrum und Peripherie, Unterdrücker und Unterdrückter modelliert wird.<sup>114</sup>

---

<sup>109</sup> Vgl.: Bhabha, Homi K.: *The Postcolonial Critic. Interview*, S. 244, zitiert nach: Castro Varela/Dhawan: *Postkoloniale Theorie*, S. 84.

<sup>110</sup> Vgl.: Castro Varela/Dhawan: *Postkoloniale Theorie*, S. 83.

<sup>111</sup> Bhabha: *Die Verortung der Kultur*, S. 9.

<sup>112</sup> Bachmann-Medick: *Cultural Turns*, S. 197.

<sup>113</sup> Nünning: *Literatur- und Kulturtheorie. Metzler Lexikon*, S. 297.

<sup>114</sup> Ebd., S. 298.

In der Debatte um *Hybridität* ist es also wichtig zu verstehen, dass die Vorstellung nicht mehr darin besteht, dass sich zwei unterschiedliche Kulturen miteinander vermischen, sondern, dass im Gegenteil das ‚Andere‘ und ‚Fremde‘ als dem ‚Eigenen‘ immer schon inne liegend angesehen wird. Damit einhergehend verschiebt sich die Vorstellung von Differenz, die in früheren Theorien als ‚von außen drohende Macht‘ konstruiert worden ist, und versteht diese als jedem Individuum inhärentes Moment.

In Bezug auf die Konzepte der Multi- und Interkulturalität weist der Begriff der *Hybridität* also einen entscheidenden Unterschied auf, da er nicht kulturelle Diversität in den Vordergrund rückt, sondern die kulturelle Differenz. So plädiert Bhabha für eine Neukonzeptualisierung „einer internationalen Kultur [...], die nicht auf der Exotik des Multikulturalismus oder der *Diversität* der Kulturen, sondern auf der Einschreibung und Artikulation der Hybridität von Kultur beruht“<sup>115</sup>. Demnach drückt *Hybridität* auch „ein Gegenkonzept zur Postulierung einer ‚Leitkultur‘, ja überhaupt zu den Begriffen multikultureller Gesellschaften, wie Akkulturation, Integration, Assimilation, usw.“<sup>116</sup> aus.

In seinem Hauptwerk „Die Verortung der Kultur“<sup>117</sup> widmet sich Bhabha auch der „Komplexität des wechselseitigen Abhängigkeitsverhältnisses von Kolonisator und Kolonisiertem“<sup>118</sup>. So ist bei seiner Analyse des Beziehungsgeflecht zwischen Herrschenden und Beherrschten das Moment des Ambivalenten zentral: Das Zusammentreffen von Kolonisatoren und Kolonisierten ist zutiefst von Mehrdeutigkeit und Widersprüchlichkeit geprägt, Bhabha sieht beide Seiten „in einer komplexen Reziprozität gefangen“<sup>119</sup>. Er geht also von einer wechselseitigen Beeinflussung beider Akteure aus, die über eine Einteilung in binäre Gegenpole hinausweist. Hierin findet sich auch eine Erweiterung von Edward Saids Konzept, das noch an einer einseitigen Machtausübung der Kolonisatoren festhält.<sup>120</sup> So gibt es laut Bhabha, bei Saids binärer Betrachtungsweise der Kolonisatoren und Kolonisierten „keinen wirklichen Raum für Verhandlung oder Widerstand“<sup>121</sup>. Bhabha hingegen schreibt den Kolonialisierten eine subversive Kraft zu, die mit seinem Hybriditätskonzept korrespondiert.

---

<sup>115</sup> Bhabha: Die Verortung der Kultur, S. 58.

<sup>116</sup> Bachmann-Medick: Cultural Turns, S. 197-198.

<sup>117</sup> Bhabha: Die Verortung der Kultur.

<sup>118</sup> Nünning: Literatur- und Kulturtheorie. Metzler Lexikon, S. 68-69.

<sup>119</sup> Castro Varela/Dhawan: Postkoloniale Theorie, S. 85.

<sup>120</sup> Vgl.: Ebd.

<sup>121</sup> Ebd., S. 86.

Hybridität ist damit die Wirkung, der nicht intendierte Effekt kolonialer Macht, denn aus der Ambivalenz des Dritten Raumes entstehe Handlungsfähigkeit und damit Subversionspotential – eine Auffassung, mit der sich Bhabha gegen all jene Positionen wendet, die vornehmlich oder sogar ausschließlich die Ausübung kolonialer Autorität oder die Unterdrückung einheimischer Traditionen als besagte Wirkung ausmachen.<sup>122</sup>

So mündet nach Bhabha das Zusammentreffen der beiden ‚Antagonisten‘ in einer „Problematik der Identitätsfindung“, die durch die „widersprüchlichen Affekte des Verlangens nach und der Furcht vor dem Anderen“<sup>123</sup> geprägt seien.

Diese Ambivalenz in der Beziehung zwischen Kolonisatoren und Kolonisierten verweist auf das Konzept der *Mimikry*, das Bhabha geprägt hat. So beschreibt *Mimikry* das Phänomen, in dem die Kolonisierten sich in einer Art subversiver Nachahmung den Kolonialherrschern angleichen.<sup>124</sup> Für die Kolonialmächte ergibt sich hieraus ein Interesse daran, dass die Kolonisierten „almost the same but not quite (white)“<sup>125</sup> erscheinen. Sie dürfen sich der hierarchisch höheren Gruppe nicht ganz angleichen, da „die Differenz des kolonisierten Anderen für die weiße Selbstwahrnehmung essentiell blieb“<sup>126</sup>. Die Bedeutung der *Mimikry* erschließt sich im Zwiespalt: Einerseits bestärkt die nicht ganz geglückte Anpassung an die Kolonisatoren diese in ihrer überlegenen Position, andererseits deckt die Nachahmung, der eine Art ‚Verkleidungseffekt‘ inne liegt, auch den Konstruktionscharakter von Herrschaft auf.

Diese grundlegende ambivalente M.[*Mimikry*, Anm. der Verfasserin], die Bhabha mit der Phrase des ‚beinahe, aber doch nicht ganz das Gleiche‘ benennt, spiegelt die koloniale Autorität in gebrochener Gestalt zurück und destabilisiert so die Machtverhältnisse. Die M. repräsentiert die Identität der Kolonisatoren im Sinne einer nur metonymischen Präsenz und verweist damit auf die Unmöglichkeit einer stabilen Autorität.<sup>127</sup>

So wird in der *Mimikry* sozusagen die Erscheinung der Kolonisatoren nachgeahmt, jedoch ist diese Nachahmung fehlerhaft und weist Brüche auf, wodurch sich dabei „ein Raum für Umdeutung, Variation und Parodie, kurz ein Feld der Subversion [eröffnet]“<sup>128</sup>.

Das Konzept der *Mimikry*, das Lucie Irigaray in der feministischen Theorie prägt, wird auch in neueren Theoriearbeiten im Spannungsfeld von *Gender-* und *Postcolonial-Studies* betrachtet. So bringt Anna Babka die performativen Prozesse von cross-dressing und Travestie, wie Butler sie als Subversion heteronormativer Geschlechtsidentitäten beschreibt, in Zusammenhang mit Bhabhas Konzept der *Mimikry*, in welchem versucht wird, durch Imi-

---

<sup>122</sup> Kerner: Postkoloniale Theorien, S. 129.

<sup>123</sup> Nünning: Literatur- und Kulturtheorie. Metzler Lexikon, S. 68.

<sup>124</sup> Vgl.: Mecklenburg: Das Mädchen aus der Fremde, S. 274.

<sup>125</sup> Dietze: Postcolonial Theory, S. 334.

<sup>126</sup> Ebd.

<sup>127</sup> Nünning: : Literatur- und Kulturtheorie. Metzler Lexikon, S. 502.

<sup>128</sup> Dietze: Postcolonial Theory, S. 334-335.

tationen ‚natürlich‘ dargestellter Kulturkonzepte, die damit einhergehenden Machtstrukturen subversiv zu unterwandern. Ziel beider Strategien ist es, die Konstruiertheit, der unter dem Deckmantel der ‚Natürlichkeit‘ operierenden Vorstellungen einer einheitlichen Geschlechts- bzw. kulturell-ethnischen Identität aufzudecken.<sup>129</sup> So „[offenbart] [d]ie parodistische Wiederholung des Originals [...], dass das Original nichts anderes als eine Parodie der Idee des Natürlichen und Ursprünglichen ist.“<sup>130</sup>

In Bezug auf Bhabhas Konzept des *Dritten Raumes* erläutern Castro Varela und Dhawan: „Die Beziehung zwischen den Kulturen wird von Bhabha in Form seines bekannten Konzeptes des *Dritten Raumes* (*Third Space*) beschrieben, die das Ambivalente der Bezugnahme zwischen migrantischer oder postkolonialer Kultur und ihrem Gegenstück in den Metropolen reflektiert.“<sup>131</sup> Dieses Konzept eines *Third Space* taucht in etwas unterschiedlicher Ausformung auch in anderen Disziplinen und vor allem im Zuge des *spatial turns* auf.<sup>132</sup> Nebst einer konzeptuellen Dimension, die den *Dritten Raum* als eine Art Denkraum versteht, der binäre Kategorien unterwandert und so das Archaische im Modernen, das Psychische im Rationalen und das Heilige im Säkularen verortet sieht, gibt es auch die „räumlich fundierte Vorstellung eines Kontaktraumes, eines Vermischungsraums, eines Zwischen- und Überlappungsraums von Grenzzonen und Grenzsituationen.“<sup>133</sup> Auch Hannes Schweigers Definition des *Third Space*, in seinem Aufsatz „*Zwischenwelten*. Postkoloniale Perspektiven auf Literatur von MigrantInnen“, weist auf diese räumlichen Überschneidungen hin. Er versteht den *Dritten Raum* „nicht als einen Raum zwischen zwei Einheiten, Begriffen oder Räumen, sondern als einen Ort, an dem sich Räume überlagern, von dem aus eine doppelte Perspektive möglich wird und der weder das Eine noch das Andere ist.“<sup>134</sup>

Der sogenannte *Third Space* steht auch in engen Zusammenhang mit einer Neubewertung der migratorischen Identität. So hat nun im letzten Jahrzehnt, durch Einflüsse aus der post-

---

<sup>129</sup> Vgl.: Babka, Anna: Prozesse der (subversiven) *cross-identification*. Parodistische Performanz bei Judith Butler – koloniale *mimikry* bei Homi Bhabha. In: Grizelj, Mario und Oliver Jahraus (Hg.): *Theoriethorie. Wider die Theoriemündigkeit in den Geisteswissenschaften*. München: Wilhelm Fink 2011. S. 168-169.

<sup>130</sup> Butler, Judith: *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1991, S. 58.

<sup>131</sup> Castro Varela/Dhawan: *Postkoloniale Theorie*, S. 97.

<sup>132</sup> Vgl.: Bachmann-Medick: *Cultural Turns*, S. 204.

Bachmann-Medick nennt an dieser Stelle auch Edward Soja und sein Konzept des ‚thirdspace‘, Henri Lefebvres ‚other space‘, bell hooks‘ ‚margin‘ und Michel Foucaults ‚hétérotopies‘.

<sup>133</sup> Bachmann-Medick: *Cultural Turns*, S. 203-205.

<sup>134</sup> Schweiger: *Zwischenwelten*, S. 218.

kolonialen Theorie, der die Migrant\_in eine Umdeutung erfahren. Eva Hausbacher erläutert im Rückgriff auf Homi K. Bhabha und den Kulturwissenschaftler und Soziologen Stuart Hall, der als Begründer der *Cultural Studies* gilt, die Fähigkeiten der hybriden und transkulturellen Migrant\_innen „zwischen den Kulturen zu oszillieren“ und „gegen hegemonale Darstellungsformen [zu] intervenieren, indem sie die subversive Grenzzonenperspektive produktiv umsetzen und so transkulturelle Phänomene vorantreiben.“<sup>135</sup>

### 2.1.3. Kritische Stimmen: Kritik an der postkolonialen Theorie

Abschließend soll auch die Kritik an den postkolonialen Theorien nicht ausgespart werden. Der größte Kritikpunkt begründet sich aus der Frage nach der Verortung der Vertreter\_innen dieser Theorien. Die Beantwortung der Frage lässt erkennen, dass die meisten der Theoretiker\_innen aus einer privilegierten Position schreiben. „Ist es ein Projekt kultureller Eliten?“<sup>136</sup>, fragt Doris Bachmann-Medick und erläutert folgendermaßen: „Jedenfalls sind es intellektuelle Migrantinnen und Migranten, die an den westlichen Universitäten angekommen und erfolgreich sind, so genannte Halfies mit ‚Bindestrich-Identitäten‘ [...].“<sup>137</sup> Auch wenn sie also aus ‚Dritte-Welt-Ländern‘ kommen, haben die meisten doch an europäischen oder amerikanischen Universitäten studiert und sind nun auch unterrichtend an diesen Orten tätig. Und auch der Begriff der *Hybridität* wird in diesem Zusammenhang einer Revision unterzogen, die kritisch beleuchtet, dass „eine post-strukturalistisch fundierte Hybridität die Erfahrung einer privilegierten Schicht kosmopolitischer Intellektueller verallgemeinert und die Realität kolonialer Ausbeutung sowie das Problem der Mobilisierung kollektiver Identitäten und Handlungsinstanzen vernachlässigt“<sup>138</sup>.

So wird von Seiten der Kritik auf die Gefahr der Hochstilisierung von Migrationserfahrungen hingewiesen, die unter den Schlagwörtern einer ‚strategischen Ortslosigkeit‘, in welcher Migrant\_innen von ihren ‚hybriden Mehrfachidentitäten‘ profitieren, den realen Lebensumständen der meisten Migrant\_innen nicht gerecht werden. Die Literaturkritikerin

---

<sup>135</sup> Hausbacher: Migration und Literatur, S. 53.

<sup>136</sup> Bachmann-Medick: Cultural Turns, S. 220.

<sup>137</sup> Ebd.

<sup>138</sup> Nünning: Literatur- und Kulturtheorie. Metzler Lexikon, S. 298.

Sigrid Löffler beschreibt in einem Artikel, in welchem sie sich postkolonialen Romanen widmet, die Problematik hybrider Identitäten:

In den meisten Fällen hat Migration sehr wenig mit dem Glück multikultureller Selbstintensivierung und der Lust an der Ich-Bereicherung durch hybride Mischungen zu tun; viel öfter ist sie eine Erfahrung des Mangels und bedeutet Leiden am Selbstverlust in der Fremde. Fremdheitsgefühle und Identitätskämpfe beherrschen das unglückliche Bewusstsein des Migranten.<sup>139</sup>

Auch innerhalb der Postkolonialen Theorie wird Kritik geäußert. Gayatri Spivak kritisiert Homi Bhabha vor allem für seine Vernachlässigung der Kategorien ‚race, class und gender‘. So formuliert Nikos Pastergiadis Spivaks Zweifel in Bezug auf Bhabhas Hybriditätsbegriff: „Gayatri Spivak feels that the preoccupation with hybridity in academic discourse has tended to gloss persistent social divisions of class and gender.“<sup>140</sup> Und auch Mecklenburg beschreibt, dass der Imperialismus ohne Einbezug einer Genderperspektive nicht in seinem ganzen Ausmaß erfasst werden könne.<sup>141</sup>

## 2.2. Auswirkungen auf die Literaturwissenschaft

Dieser Punkt widmet sich den Auswirkungen, die sich aus der Erweiterung, Öffnung und Revision des Kulturbegriffs für das Feld der Literaturwissenschaft ergeben haben und erörtert in weiterer Folge den Einfluss der postkolonialen Theorie auf die Disziplin der Literaturwissenschaft.

Es war wieder einmal der Beitrag der Auslandsgermanistik – allen voran der US-amerikanischen ‚German Studies‘ – die Aufnahme neuer Kulturtheorien in der Disziplin voranzutreiben. So versucht die USA-Germanistin Arlene Teraoka schon 1996 in ihrem Plädoyer für eine multikulturelle Germanistik die „monokulturelle, nationalistische und essentialistische“<sup>142</sup> Ausrichtung des Faches aufzuzeigen und fordert eine kritische Betrachtung dieser Haltung. In Bezug auf Literatur von Minderheiten betont Teraoka, dass es nicht damit getan wäre, einfach ‚neue Stimmen‘ in den Kanon aufzunehmen und dadurch eine Art von multikultureller Toleranz zu demonstrieren, sondern dass es gleichzeitig gelte,

---

<sup>139</sup> Löffler, Sigrid: Das Paradies ist verloren. Aber was kommt danach? In: Falter, Buchbeilage 10 (2010). <http://www.falter.at/web/shop/detail.php?id=31672> (10.10.2012)

<sup>140</sup> Papastergiadis, Nikos: Tracing Hybridity in Theory. In: Werbner, Pnina und Tariq Modood (Hg.): Debating Cultural Hybridity. Multi-Cultural Identities and the Politics of Anti-Racism. London, New Jersey: Zed Books 1997, S. 258.

<sup>141</sup> Vgl.: Mecklenburg: Das Mädchen aus der Fremde, S. 277.

<sup>142</sup> Teraoka, Arlene Akiko: Deutsche Kultur, Multikultur: Für eine Germanistik im interkulturellen Sinn. In: Zeitschrift für Germanistik 3 (1996), S. 552.

die gängige Perspektive des Faches zu hinterfragen. Sie weist den Germanist\_innen die Aufgabe zu, „die ‚deutsche‘ Literatur und Kultur als ein historisches, klassen- und geschlechterspezifisches Phänomen zu untersuchen“<sup>143</sup>. Auch kritisiert sie das zur damaligen Zeit vorherrschende, traditionelle und geschlossene Kulturbild des Faches: „Die Vorstellung von einer universellen Kultur wirkt hegemonisch; sie leitet sich aus der Ausübung und Präservierung von Privilegien her, die auf Klassen-, Rassen- oder Geschlechtszugehörigkeit basieren. Daher ist es notwendig, daß wir andere Stimmen mit anderen Werten und Ausdrucksweisen anerkennen.“<sup>144</sup>

Teraoka setzt sich durch diese Ansätze sowohl für eine Dekonstruktion des deutschen Literaturkanons als gleichzeitig auch für eine, durch das Aufbrechen der engen und geschlossenen Vorstellung von Kultur bedingte, Erweiterung desselben ein. Außerdem äußert sie sich in einem noch früher veröffentlichten Artikel kritisch gegenüber der Inlandsgermanistik, indem sie aufzeigt, dass es dort zum damaligen Zeitpunkt – im Gegensatz zur Entwicklung in der USA-Germanistik – einen Mangel an Forscher\_innen mit minoritärem Hintergrund gebe, der ihrer Meinung nach in einer „fehlende[n] Kritik am Eurozentrismus“<sup>145</sup> münde.

Nebst dieser Erweiterung der Literaturwissenschaften hin zu den Kulturwissenschaften, zeigen sich die Einflüsse des *Cultural Turns* auch in einer Internationalisierung der Nationalphilologien, die mit neuen Perspektiven auf eine sogenannte Weltliteratur korrespondiert. Eine wichtige Neuorientierung wurde hierbei von Doris Bachmann-Medick eingeleitet, die „den interkulturellen Literaturvergleich [...] um eine entscheidende ethnologische und kulturanthropologische Dimension erweitert“<sup>146</sup>. Ihr von den *Postcolonial Studies* beeinflusster Text „Multikultur oder kulturelle Differenzen? Neue Konzepte von Weltliteratur und Übersetzung in postkolonialer Perspektive“<sup>147</sup> beschäftigt sich mit der Frage der Neudefinition von Weltliteratur. Sie plädiert für eine Erweiterung dieser ‚globalen Literatur‘, die sich der eurozentristischen Perspektive entledigt und stattdessen „die literarische

---

<sup>143</sup> Ebd., S. 553.

<sup>144</sup> Ebd., S. 545-546.

<sup>145</sup> Ebd., S. 555.

<sup>146</sup> Esselborn: Von der Gastarbeiterliteratur, S. 61.

<sup>147</sup> Bachmann-Medick, Doris: Multikultur oder kulturelle Differenzen? Neue Konzepte von Weltliteratur und Übersetzung in postkolonialer Perspektive. In: Bachmann-Medick, Doris (Hg.): Kultur als Text. Die anthropologische Wende in der Literaturwissenschaft. Tübingen/Basel: A. Francke Verlag 2004.



und textuelle Selbstdarstellung der regionalen und peripheren Kulturen und Literaturen“<sup>148</sup> miteinschließt. Im Gegensatz zu Bemühungen der interkulturellen Literatur, soll es nicht mehr um „vorschnelle Vermittlungs- und Übersetzungsversuche“ gehen, stattdessen sollen Differenzen nebeneinander (be)stehen können.

Interkulturelle Germanistik scheint noch zu stark am vertrauten Modell von Nationalliteraturen und am universellen Geltungsanspruch westlicher Literaturstandards und ihres Kanons zu kleben, weitgehend unbeirrt von den aufrüttelnden Eingriffen der ‚hybriden‘ Literaturen der Diaspora, die sich ja sogar im deutschsprachigen Bereich selbst – in Form von sogenannter ‚Ausländerliteratur‘ bzw. Minoritätenliteratur – Geltung verschaffen.<sup>149</sup>

So fordert Bachmann-Medick – und hier eröffnen sich Parallelen zu Teraoka – eine Infragestellung des klassischen Kanons. Kategorien wie Migrant\_innenliteratur oder Minoritätenliteratur sollten als Bestandteile der deutschen Literatur anerkannt werden<sup>150</sup> und diese ‚deutsche Literatur‘ wiederum sollte aus neuen literarischem Perspektiven betrachtet werden, sodass es zu „einer kulturellen Binnendifferenzierung, einer Anerkennung von Teilkulturen, von kulturellen Widersprüchen und Differenzen“<sup>151</sup> kommen kann.

Bachmann-Medicks Ausführungen sind sehr aufschlussreich in ihrer Enthüllung des Konstruktionscharakters einer ‚Weltliteratur‘. Sie beschreibt, wie die westliche Welt ein Kulturmonopol verwaltet und durch Übersetzungen, Literaturförderungen und ähnliche Maßnahmen bestimmt, wer gelesen wird und wer nicht. So erläutert auch ein weiterer Vertreter der postkolonialen Theorie, Aijaz Ahmad, das komplexe Literaturgefüge, indem er die vielen westlichen Approbationen darlegt, die zum Beispiel ein lateinamerikanischer Roman passieren muss, bevor er in Delhi erscheinen kann. So müsste er „durch komplexe Vermittlungsprozesse in den Metropolen ausgewählt, übersetzt, veröffentlicht, rezensiert, erklärt und in das überbordende Archiv der ‚Dritte-Welt-Literatur‘ eingeordnet“<sup>152</sup> werden. Dieses immer noch wirkende Prinzip einer westlich-hegemonialen Vermittlungsmacht zeigt, welche politische Dimension der Diskussion über Weltliteratur innewohnt.<sup>153</sup> So fordert Bachmann-Medick eine Befragung der Mechanismen im internationalen Literaturbetrieb: „Um ‚Dritte-Welt‘-Texte im Horizont von ‚Eine-Welt‘-Literatur erörtern zu können,

---

<sup>148</sup> Esselborn, Karl: Von der Gastarbeiterliteratur, S. 61.

<sup>149</sup> Bachmann-Medick, Doris: Wie interkulturell ist die Interkulturelle Germanistik? Plädoyer für eine kulturanthropologische Erweiterung germanistischer Studien im Rahmen wissenschaftlicher Weiterbildung. In: Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache 22 (1996), S. 217.

<sup>150</sup> Vgl.: Ebd., S. 220.

<sup>151</sup> Esselborn: Von der Gastarbeiterliteratur, S. 62.

<sup>152</sup> Ahmad, Aijaz: Literary Theory and „Third World Literature“: Some Contexts. In: Ders.: In Theory. Classes, Nations, Literatures. London, New York: Verso 1992, S. 45, zitiert nach: Bachmann-Medick: Multikultur oder kulturelle Differenzen?, S. 267.

<sup>153</sup> Vgl.: Bachmann-Medick: Multikultur oder kulturelle Differenzen?, S. 267.

muß dieser Prozeß der globalen Zirkulation kultureller Produkte und Texte kritisch durchleuchtet werden[...].<sup>154</sup>

Möglichkeiten einer Neuperspektivierung und eines Widerstands gegen bestehende Machtgefälle sieht Bachmann-Medick vor allem von Seiten der marginalisierten Literaturen selbst. Sie könnten den dringend notwendigen Perspektivenwechsel einläuten, der nicht von Seiten Westeuropas, sondern von außen kommt, denn es bedarf einer „über Kanonerweiterung hinausgehende Durchsetzung anderer Literaturformen (z.B. Minoritätenliteratur, Migrantenliteratur, antikoloniale Widerstandsliteratur usw.)[...].“<sup>155</sup>

Diese Forderungen weisen nun schon starke Spuren der postkolonialen Theorie auf. Im Zuge des *Postcolonial Turn* kommt es in weiterer Folge zu einem Einwirken dieser neuen Konzepte auf unterschiedliche Disziplinen:

Durch diese transkulturellen Impulse wurden die Kulturwissenschaften mehr als bisher auf die kulturellen Aspekte der Dekolonisierung und des Neokolonialismus aufmerksam gemacht, von denen sie selbst betroffen sind – aber auch auf die Notwendigkeit einer kulturkritischen Revision hegemonialer Universalisierungsansprüche und binärer Strukturen auf der Ebene ihres eigenen Wissenssystems.<sup>156</sup>

Bachmann-Medick weist auch auf die Wichtigkeit hin, dass die Aufnahme des sogenannten ‚postcolonial turns‘ in den unterschiedlichen Disziplinen nicht nur einen türöffnenden Effekt haben, sondern auch zu „Kanoneröffnung, ethnischer Sensibilisierung und globaler Positionierung der jeweiligen Disziplinen“<sup>157</sup> führen sollte. So liegt ein weiterer wesentlicher Punkt der postkolonialen Theorie in der Erkenntnis, dass „das Wissen und der Diskurs über den Anderen die eigene Identität nicht nur prägt, sondern mitkonstituiert.“<sup>158</sup> Deshalb ist es wichtig, dass sich vor allem in der Wissenschaft, der eine mächtige Position inneohnt, eine Perspektive herausbildet, die den eigenen Standort mitdenkt und auch hinterfragt. Dementsprechend kann durch die postkolonialen Theorien „[d]ie Macht, die von Sprache, Kultur und Institutionen ausgeht, [...] mit diesen Ansätzen sichtbar gemacht und reflektiert werden.“<sup>159</sup>

Nebst dieser Neuperspektivierung des eigenen Standortes und der damit einhergehenden kritischen Betrachtung des Kanons, liegt die Bedeutung der postkolonialen Theorie für die Literaturwissenschaft vor allem in der Entwicklung „neuer Analysekatogorien und metho-

---

<sup>154</sup> Ebd.

<sup>155</sup> Ebd., S. 270.

<sup>156</sup> Bachmann-Medick: *Cultural Turns*, S. 208.

<sup>157</sup> Ebd., S. 209.

<sup>158</sup> Spoerri: *Deterritorialisierungsstrategien*. S. 41.

<sup>159</sup> Ebd., S. 42.

discher Zugänge, mit denen Lese- und Schreibstrategien zwischen den Kulturen auszuloten sind<sup>160</sup>. Hinsichtlich der Literaturanalyse dieser Diplomarbeit hat sich gezeigt, dass Konzepte der postkolonialen Theorie bei einer detaillierten Auseinandersetzung mit den Primärwerken ergiebig sind, was im folgenden Kapitel im Zuge der Analysekriterien näher betrachtet werden soll.

---

<sup>160</sup> Bachmann-Medick: Cultural Turns, S. 209.



### 3. Postkoloniale Konzepte – Anwendung auf ‚Migrationsliteratur‘?

In den letzten Jahrzehnten ist auch das Feld der ‚Migrationsliteratur‘ im Zusammenhang mit postkolonialer Literaturkritik vermehrt untersucht worden. Besonders Homi K. Bhabha wird bei der Analyse von ‚inter- oder transkultureller Migrationsliteratur‘ unter postkolonialen Gesichtspunkten auffallend oft herangezogen. Seine Theorien zu *Hybridität* und *Third Space*, sowie das Bild der im In-Between situierten, oszillierenden Migrant\_innen scheinen vielfache Anknüpfungspunkte zu Motiven der ‚Migrationsliteratur‘ zu bieten.

Eine Neuperspektivierung von Migration beginnt sich durchzusetzen, diese auch „als eine Praxis kultureller Übersetzung“<sup>161</sup> zu verstehen: „Migration als Bewegung in politisch-historischen, sprachlichen, kulturellen und soziokulturellen Zwischen-Räumen meint daher mehr als nur ein begrifflich zu fassendes Phänomen, es ist ebenso eine kulturelle Performanz, die sich in ihren Schreibweisen umsetzt.“<sup>162</sup> Migration als einen „Transferprozess“ zu lesen, beruht auf einem anderen Kulturkonzept, nämlich auf einem, das Kultur als etwas Performatives auffasst, im Sinne von *doing culture*. So meint auch Hausbacher in ihrem Aufsatz „Migration und Literatur. Transnationale Schreibweisen und ihre ‚postkoloniale‘ Lektüre“, dass „[d]iesem ‚offenen‘ Verständnis von Migration als Transferprozess [...] ein performatives Kulturverständnis zugrunde [liegt], das mit einer Literaturauffassung korreliert, die sich nicht in Zuschreibungen von Sprache und Herkunft erschöpft, sondern die Literatur als sich in ihren Schreibweisen ständig (neu) konstituierend begreift“<sup>163</sup>.

Die Perspektive auf den/die Migrant\_in als transkulturelles Individuum, das zwischen Kulturen oszilliert, legt nun das Augenmerk auf produktive Grenzerfahrungen. Dies soll nicht zwangsläufig bedeuten, dass es sich um positive Schilderungen handelt, aber um Beschreibungen, die sich vermehrt den Zwischenräumen zuwenden, das Ambivalente berücksichtigen und von hybriden Identitäts- und Kulturkonzeptionen ausgehen. Nach Hausbacher findet sich in den neueren Texten der ‚Migrationsliteratur‘ auch nicht mehr unbedingt das Motiv der Identitätskrise bzw. des Heimatverlusts als zentrales Element, stattdessen wer-

---

<sup>161</sup> Hausbacher: Migration und Literatur, S. 53.

<sup>162</sup> Schenk, Klaus und Almut Todorow u.a. (Hg.): Migrationsliteratur. Schreibweisen einer interkulturellen Moderne. Tübingen: Francke 2004, S. VIII.

<sup>163</sup> Hausbacher: Migration und Literatur, S. 54.

den „Konzepte einer homogenen kulturellen Identität [...] durch ‚hybride‘ Lebensentwürfe und Schreibweisen in Frage gestellt“<sup>164</sup>.

Diese und andere Beobachtungen haben zu Übertragungsversuchen der postkolonialen Theorien geführt. So beschreibt Hausbacher den Transfer postkolonialer Theorien als Möglichkeit, sich auch nicht-(post)kolonialen Texten zu widmen, die „ein transitorisches Identitätskonzept favorisieren, wie dies in der ‚Migrationsliteratur‘, die im Dazwischen von mehreren Sprachen, Gesellschaften und Kulturen angesiedelt ist, geschieht“<sup>165</sup>. Als postkoloniale Analysestrategie angewendet, soll sie sich laut Stuart Hall mit „binären Identitätsvorstellungen“<sup>166</sup> befassen, mit diesen brechen und als Gegenlektüre des westlichen Kanons fungieren.

Die Anwendung postkolonialer Theorien auf nicht-(post)koloniale Kontexte sei auch dadurch zulässig, da sie auf einer diskursiven Ebene Hierarchien aufdecke und zerlege: So verdeutlicht Hausbacher in einer Differenzierung zwischen den Begriffen Postkolonialismus und Postkolonialität, dass ersterer Terminus spezifisch postkoloniale Thematiken bearbeite, während „Postkolonialitäts-Studien auf einem höheren Abstraktionsniveau an der Dekonstruktion von kulturellen Hierarchien [arbeiten], ungeachtet ihrer geopolitischen Verortung [...]“<sup>167</sup>.

Exemplarisch verweist Eva Hausbacher auf den Band „Eigene und andere Fremde. ‚Postkoloniale‘ Konflikte im europäischen Kontext“<sup>168</sup> von Wolfgang Müller-Funk und Birgit Wagner, in dem postkoloniale Konzepte auf den europäischen Raum umgelegt werden und in dem „die Innenseite des Kolonialismus, die Binnenkolonisation innerhalb Europas, die gleichwohl nach dem Modell des äußeren Kolonialismus funktioniert“<sup>169</sup> beleuchtet wird. Bachmann-Medick lobt die Bemühungen dieses Sammelbandes, im Rückgriff auf die postkoloniale Theorie, auch die eigene „innereuropäische Forschungstraditionen“<sup>170</sup> neu zu perspektivieren und betont die Wichtigkeit „die Machtdimension als eine zentrale Analysekategorie endlich auch in den deutschsprachigen Kulturwissenschaften stärker zu berücksichtigen“<sup>171</sup>.

---

<sup>164</sup> Ebd.

<sup>165</sup> Ebd., S. 60.

<sup>166</sup> Ebd.

<sup>167</sup> Ebd., S. 58.

<sup>168</sup> Müller-Funk, Wolfgang und Birgit Wagner (Hg.): Eigene und andere Fremde. „Postkoloniale“ Konflikte im europäischen Kontext. Wien: Turia + Kant 2005.

<sup>169</sup> Hausbacher: Migration und Literatur, S. 59.

<sup>170</sup> Bachmann-Medick: Cultural Turns, S. 212.

<sup>171</sup> Ebd.

Auch Hannes Schweiger beschreibt die Möglichkeiten, die sich durch die Einbeziehung der postkolonialen Theorie bieten:

Eine Betrachtung der Literatur von MigrantInnen aus postkolonialer Perspektive eröffnet Perspektiven auf die Problematik von Identitätskonstruktionen, auf das Potential einer Position im Da-zwischen, in den Zwischenräumen, wo Gegensätze und Widersprüche offenbar und sichtbar werden und ein Verhandeln dieser voneinander getrennten Räume und Codes möglich wird. Eine solche Perspektive ermöglicht auch, das politische Potential der Position an der Grenze zu erkennen und zu nutzen.<sup>172</sup>

Somit setzt also eine Perspektivenänderung in Bezug auf die Literatur von Migrant\_innen und Minderheiten ein. In neuen Ansätzen wird nun für eine Aufnahme der sogenannten ‚Migrationsliteratur‘ in die jeweiligen Nationalliteraturen plädiert. Es wird anerkannt, dass sowohl Geschichte als auch Geschichten, die von der Minderheit, also sozusagen vom Rand aus geschrieben werden, eine neue Sichtweise auf Gegenwart und Vergangenheit ermöglichen und gleichzeitig homogene Kultur-, Nations- und Geschichtsbilder aufbrechen. Auch die Parallelsetzung, bzw. Umlegung bestimmter postkolonialer Kategorien auf den europäischen Raum erweist sich als fruchtbare neue Perspektive, die „postkoloniale Konstellationen innerhalb Europas auf[deckt]“<sup>173</sup>:

Ob diese nun in einer Interpretation des „Balkanismus“ als europäischer Orientalismus zutage treten oder auch in einer Interpretation des Habsburger Reichs als einem Kolonialreich – ihre historische Marginalisierung osteuropäischer Staaten angesichts hegemonialer Herrschaftsverhältnisse und Ungleichheiten könnte bis zur gegenwärtigen Osterweiterung Europas hinein Nachwirkungen haben.<sup>174</sup>

### 3.1. Methodik: Postkoloniale Erzähltheorie

Als methodisches Instrumentarium möchte ich in meiner Diplomarbeit die postkoloniale Erzähltheorie heranziehen. Zu dieser doch sehr neuen Verschmelzung zweier Theoriebereiche gibt es einen äußerst hilfreichen und anwendbaren Artikel von Hanne Birk und Birgit Neumann. In „*Go-Between. Postkoloniale Erzähltheorie*“ zeigen die Autorinnen Überschneidungen zwischen postkolonialer Theorie und Narratologie auf und fokussieren auf das Potential, das der wechselseitigen Beeinflussung der Disziplinen inne liegt. Ihre Zielsetzung besteht darin „zentrale Schnittstellen zwischen ausgewählten Konzepten des postkolonialen Theoriekomplexes und für diesen Kontext besonders relevante Kategorien der

---

<sup>172</sup> Schweiger: *Zwischenwelten*, S. 225.

<sup>173</sup> Bachmann-Medick: *Cultural Turns*, S. 211.

<sup>174</sup> Ebd., S. 211-212.

Erzähltheorie vorzustellen.<sup>175</sup> Ihre Überlegungen sollen nun im folgenden Absatz näher beleuchtet werden.

Die Untersuchungsfelder der Narratologie und der postkolonialen Theorien scheinen auf den ersten Blick unterschiedlich auszufallen: Während sich die Erzähltheorie in erster Linie mit den textimmanenten und formalen Aspekten von Literatur beschäftigt, widmen sich die postkolonialen Theorien den „thematisch[en], kontextuell[en] und ideologiekritisch[en]“<sup>176</sup> Gesichtspunkten der Literatur. Die postkoloniale Theorie sieht Literatur als etwas, das den Kontext der Entstehungsbedingungen widerspiegelt. So wird Literatur unter Einwirkungen der Zeit und der Umstände verstanden und auch als „historisch und ideologisch bedingt“<sup>177</sup> gesehen. Die Analyse literarischer Werke kann Informationen über „soziokulturell geprägte Denkkategorien geben“<sup>178</sup>. Es sollen Texte betrachtet werden, die Herrschafts- und Abhängigkeitsverhältnisse thematisieren, reflektieren und dekonstruieren. Fragen der postkolonialen Literaturkritik beschäftigen sich z.B. mit der literarischen Inszenierung des vielschichtigen Verhältnisses zwischen (ehemaligen) Kolonisatoren und (ehemaligen) Kolonisierten. Signifikant ist hierbei, dass beide Seiten des postkolonialen Diskurses beleuchtet werden. Die Ziele der postkolonialen Literaturkritik bestehen unter anderem in der Analyse der „[...]Formation von individuellen und kulturellen Identitäten, Wahrnehmungs- und Konstruktionsweisen von Alterität sowie ihre Bedeutung für die Identitätskonstitution. Schließlich untersucht sie die in Texten implizite Beurteilung von transkultureller Hybridität.“<sup>179</sup>

Anschließend werden nun spezifische Kriterien und Fragestellungen vorgestellt, die bei der Lektüre der Primärtexte berücksichtigt worden sind.

## **3.2. Die Analysekriterien**

### **3.2.1. Identitätskonflikte**

Wie schon im Theorieteil weiter oben angesprochen, haben sich im Zuge des *Cultural-* als auch des *Postcolonial Turn* die Identitätskonzepte verändert. So beschreiben Birk und

---

<sup>175</sup> Birk/Neumann: *Go-Between*, S. 115.

<sup>176</sup> Ebd.

<sup>177</sup> Ebd., S. 117.

<sup>178</sup> Ebd., S. 118.

<sup>179</sup> Ebd., S. 119.



Neumann, dass an „Stelle statischer, ontologischer Identitätsmodelle [...] mithin prozessuale Modelle [rücken], die Identitäten als dynamische, diskontinuierliche und soziokulturell fundierte Konstrukte konzeptualisieren.“<sup>180</sup> Identität wird in der transkulturellen Literatur oftmals als brüchig und fragmentarisch, aber auch als vielstimmig entworfen. Außerdem steht Identität in einer engen Verbindung zu „Artikulation, Stimme und Handlungsermächtigung“<sup>181</sup>. Die Möglichkeit, sich zu äußern und in seinen Meinungen wahrgenommen zu werden, wirkt sich festigend auf die eigene Identität aus.

In dieser Diplomarbeit soll anhand von Konzepten aus der postkolonialen Theorie auch der Zusammenhang von Identitätsverunsicherungen und Migrationserfahrungen näher beleuchtet werden, den Nilufer Bharucha folgendermaßen beschreibt: „[I]iving in diaspora means living in forced or voluntary exile and living in exile usually leads to severe identity confusion and problems of identification with an alienation from the old and new cultures and homelands.“<sup>182</sup>

In diesem Zusammenhang möchte ich auch kurz auf Frantz Fanon, einen aus Martinique stammenden Psychiater verweisen, der schon in seinem 1952 veröffentlichten Buch „Schwarze Haut, weiße Masken“<sup>183</sup>, „die Lebensumstände schwarzer Migranten in den Metropolen Frankreichs thematisiert“<sup>184</sup>. So beschreibt Fanon die psychischen Auswirkungen des Rassismus und des anhaltenden *Othering*, dem die Migrant\_innen (aus den ehemaligen Kolonien) ausgesetzt sind. Birk und Neumann erläutern Fanons Erkenntnisse dahingehend, dass „[d]ie rassistischen Stigmatisierungen des hegemonialen Diskurses [...] die schwarze Bevölkerung auf ihre ethnische Zugehörigkeit [reduzieren], um so eine vermeintlich naturgegebene und unüberwindbare Differenz zwischen Weiß und Schwarz, und damit auch zwischen Wahr und Falsch, bzw. Gut und Böse, zu etablieren und zu stabilisieren.“<sup>185</sup> In weiterer Folge führt dies dazu, dass die Betroffenen die „zugeschriebenen Attribute sowie die eurozentristischen Werte des Machtdiskurses“ verinnerlichen, wodurch es auf Sei-

---

<sup>180</sup> Ebd., S. 120.

<sup>181</sup> Assmann, Aleida und Heidrun Friese (Hg.): Identitäten. Erinnerung, Geschichte, Identität 3. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1998, S. 13.

<sup>182</sup> Bharucha, Nilufer E.: Real and Imagined Worlds: Salman Rushdie as a Writer of the Indian Diaspora. In: Glage, Lieselotte und Rüdiger Kunow (Hg.): 'The Decolonizing Pen': Cultural Diversity and the Transnational Imaginary in Rushdie's Fiction. Trier: WVT 2001, S. 70-71, zitiert nach: Birk/Neumann: *Go-Between*. S. 137.

<sup>183</sup> Fanon, Frantz: Schwarze Haut, weiße Masken. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1985.

<sup>184</sup> Kerner: Postkoloniale Theorien, S. 116-117.

<sup>185</sup> Birk/Neumann: *Go-Between*, S. 125.

ten der Marginalisierten zu einer „innere[n] Enteignung“ und zu einer „selbstentfremdeten Assimilation an die herrschende Kultur“<sup>186</sup> kommt. In Bezug auf die Zuschreibungen, mit denen Migrant\_innen aus den ehemaligen Kolonien in den Metropolen konfrontiert werden, verdeutlicht er anhand eines Beispiels, wie oftmals versucht wird, diese auf Primitivität festzulegen: So beschreibt er, wie ein\_e Migrant\_in, der/die in perfekter Standardsprache nach dem Weg fragt, dennoch häufig eine patronisierende und herablassende Antwort (z.B. die Du-Form und eine grammatikalische inkorrekte Form) erhält, die Fanon als „die Aberkennung von Kultur, Zivilisation und Geschichtlichkeit“<sup>187</sup> interpretiert.

In Hinblick auf die Auswirkungen von Migration auf die Identitätskonstitution beschreibt Eva Hausbacher in ihrer Literaturforschung „Poetik der Migration“<sup>188</sup> Stuart Halls Konzept vom ‚übersetzten Menschen‘: So beschreibt der Terminus der kulturellen Übersetzung, „die Identitätsbildungen, die natürliche Grenzen durchschneiden und durchdringen und die von Menschen entwickelt wurden, die für immer aus ihren Heimatländern zerstreut wurden.“<sup>189</sup>

In der Literaturanalyse sollen nun die Identitätskonzepte der Primärwerke untersucht werden. Sind die Protagonistinnen „[ü]bersetzte Menschen“, die gelernt haben „mindestens zwei Identitäten anzunehmen, zwei kulturelle Sprachen zu sprechen, um zwischen ihnen zu übersetzen und zu vermitteln“<sup>190</sup>?

Bei der Beschreibung postkolonialer Identitäten finden sich oftmals auch „Metaphern der Vermischung und Überschreitung“<sup>191</sup>, was mit Bhabhas Hybriditätskonzept zu korrespondieren scheint. Diesbezüglich soll nach Schilderungen hybrider Identitäten gesucht werden und nachfolgend gefragt werden, ob diese *Hybridität* im Hinblick auf die Identitätskonstitution als positiv oder als konfliktreich empfunden wird. Hinsichtlich der Frage nach der Handlungs- und Artikulationsfähigkeit der Figuren soll auch untersucht werden, „[w]ie [...] MigrantInnen in den Texten auf die oft gegensätzlichen oder einander widersprechenden Anforderungen [reagieren], denen sie im Spannungsfeld zwischen verschiedenen Kul-

---

<sup>186</sup> Ebd.

<sup>187</sup> Kerner: Postkoloniale Theorien, S. 118.

<sup>188</sup> Hausbacher, Eva: Poetik der Migration. Transnationale Schreibweisen in der zeitgenössischen russischen Literatur. Tübingen: Stauffenburg 2009.

<sup>189</sup> Hausbacher: Poetik der Migration, S. 65.

<sup>190</sup> Ebd.

<sup>191</sup> Kerner: Postkoloniale Theorien, S. 115.

turen ausgesetzt sind?“<sup>192</sup> Und letztlich soll auch betrachtet werden, ob sich Schilderungen psychischer Zustände finden, die Parallelen zu den Beschreibungen Fanons aufweisen.

Eine Zielsetzung im Rahmen der postkolonialen Analyse, die nicht außer Acht gelassen werden soll, besteht laut Elisabeth Bronfen in einer „Hinterfragung und gleichzeitig eine Neubewertung der Kategorie Identität im diskursiven Feld einer multikulturellen Welt, wo gerade Begriffe wie Heim, Heimat und Nation ins Schwanken kommen und nicht länger als stabile Kategorien gehandelt werden können.“<sup>193</sup>

### **3.2.2. Repräsentationen-Zuschreibungen-Rhetoric of Othering**

Dieser Punkt widmet sich der Analyse der unterschiedlichen Repräsentationsformen in den Primärexten. Er weist eine enge Verbindung zum vorigen Punkt auf, da die Frage der Eigen- und Fremdrepräsentation in einem direkten Zusammenhang zur Identitätskonstitution steht. Das Augenmerk gilt einerseits den komplexen Beziehungen zwischen Selbst- und Fremdrepräsentationen – hierbei soll untersucht werden, ob und zu welchen Gruppen sich die Figuren zugehörig fühlen sowie analysiert werden, welche Zuschreibungen von außen auf sie einwirken. Sind die Protagonist\_innen mit stereotypisierenden Beschreibungen konfrontiert? Wie reagieren sie darauf? Welche Auswirkungen hat das auf ihre Identitätskonstitution?

Außerdem soll untersucht werden, wie die Autorinnen stereotype Bilder verhandeln – brechen sie mit diesen, indem sie sie z.B. ironisieren oder verfremden? Oder bleiben sie selbst starren Repräsentationen verhaftet?

In diesem Kontext soll nochmals an Edward Saids Theorie des orientalistischen Diskurses erinnert werden. Er beschreibt, wie von Europa ausgehend, eine Praxis des *Othering* ausgeübt wird, die den Osten als ‚anders‘ und ‚fremd‘ konstituiert. Diese Zuschreibungen, die von einem hierarchisch geprägten Diskurs um Wissen und Macht geprägt sind, führen zu

---

<sup>192</sup> Schweiger, Hannes: *Zwischenwelten*. Postkoloniale Perspektiven auf Literatur von MigrantInnen. Graduiertenkonferenz 4 (April 2004). Postkoloniale Kulturkonflikte im europäischen Kontext. [http://www.univie.ac.at/graduiertenkonferenzen-culturalstudies/4\\_konferenz/schweiger\\_abstract.pdf](http://www.univie.ac.at/graduiertenkonferenzen-culturalstudies/4_konferenz/schweiger_abstract.pdf) (10.01.2013)

<sup>193</sup> Bronfen, Elisabeth: Ein Gefühl des Unheimlichen. Geschlechterdifferenz und kulturelle Identität in Bharati Mukherjees Roman *Jasmine*. In: Kessler, Michael und Jürgen Wertheimer (Hg.): *Multikulturalität. Tendenzen, Probleme, Perspektiven im europäischen und internationalen Horizont*. Tübingen: Stauffenburg 1995, S. 13.

einer Selbstbestätigung des westeuropäischen Seins. Birk und Neumann beschreiben mit Said ebenfalls diesen Vorgang der Konstruktion des Anderen, der über das Ausspielen scheinbar scharf getrennter Gegenpole vollzogen wird: „Solche, nach einem *Us/Them-Schema* operierenden Identitäts- bzw. Alteritätskonstrukte entwerfen auf dichotomisch angelegter Vergleichsbasis ein unveränderliches Bild des Anderen, das die binäre Opposition zwischen Innen und Außen als essentiell darstellt und zu fixieren sucht.“<sup>194</sup>

Alterität, wie auch Identität sind nach Birk und Neumann als relational zu verstehen – das Eine besteht nicht ohne das Andere. So gibt es kein ‚eigentliches‘, fixes ‚Wesen‘ des Anderen, sondern nur das, was eine Gruppe als anders konstruiert. Eine Aufgabe der postkolonialen Erzähltheorie besteht nun darin, „das Augenmerk auf kulturell dominante Wahrnehmungsmuster und narrative Konstruktionen, die in literarischen Fremdheitsdiskursen zirkulieren, [zu] richten.“<sup>195</sup> Bei dieser Analyse kann eine Betrachtung der Identitäts- und Alteritätskonzepte der Romane erhellend wirken, die analysiert ob Identität und Alterität starr voreinander abgegrenzt und als „abgeschlossene stabile Entitäten konzipiert“<sup>196</sup> werden oder ob Alterität als der Identität inhärent dargestellt wird.

### 3.2.3. Raumdarstellungen und die Frage der Verortung

In „Der weibliche Raum in der Migrationsliteratur“ erläutert Claire Horst, dass „[z]ahlreiche Werke der Migrationsliteratur [...] sich mit räumlichen Phänomenen auseinander[setzen]: In Bezug auf ihre Oberflächenstruktur sind etwa Wanderbewegungen, Umzüge, Auseinandersetzungen mit unterschiedlichen Lebensräumen und deren Einwohnern zu nennen.“<sup>197</sup>

Die Analyse literarischer Raumdarstellungen bietet auch vielfältige Verknüpfungsmöglichkeiten zur postkolonialen Theorie, da Beschreibungen und Vorstellungen des Raums in der Literatur oftmals semantisiert sind und Auskunft über Alteritäts- und Identitätskonstruktionen der Figuren geben.<sup>198</sup> Auch die Analyse der Konstellationen zwischen Figuren und

---

<sup>194</sup> Birk/Neumann: *Go-Between*, S. 124.

<sup>195</sup> Birk/Neumann: *Go-Between*, S. 123.

<sup>196</sup> Birk/Neumann: *Go-Between*, S. 133.

<sup>197</sup> Horst, Claire: *Der weibliche Raum in der Migrationsliteratur*. Irena Brežna-Emine Sevgi Özdamar-Libuše Moníková. Berlin: Hans Schiler Verlag 2007, S. 15.

<sup>198</sup> Vgl.: Birk/Neumann: *Go-Between*, S. 135.

Raum kann unter Einbezug der postkolonialen Literaturtheorie in Hinblick auf die Handlungsmöglichkeiten der Figuren aufschlussreich sein.<sup>199</sup>

Im Rahmen einer Raumanalyse soll auch untersucht werden, wo sich bestimmte Figuren verorten (bzw. nicht verorten) und das Augenmerk auf den Zusammenhang zwischen Ent-, bzw. Verortung und Identitätskonstruktion gelegt werden, da „die Identitätskonstruktion innerhalb des subjektiven Raumerlebens in einer interdependenten Beziehung zur sozialen Verortung des wahrnehmenden Subjektes [steht], wobei Implikationen der sozial-konsensuellen Semantisierung des Raumes zum Tragen kommen.“<sup>200</sup>

Die Frage der Verortung erweist sich in vielen Werken der ‚Migrationsliteratur‘ als zentral. Elisabeth Bronfen postuliert, dass „[m]ultikulturelle Literatur also eine nicht auflösbare Dialektik von Verortung und Entortung [beinhaltet], ein rastloses, stets zirkulierendes Spiel der Selbsterfahrung und Selbstvermittlung“<sup>201</sup>.

In postkolonialen Theorien und Theorien zu Transkulturalität wird den Identitätskonstitutionen von Individuen eine Loslösung vom nationalen Raum sowie von fixen Verortungen bescheinigt. Dies führt jedoch nicht zwangsläufig zu einer positiv wahrgenommenen *Hybridität*, im Gegensatz erweist sich diese fehlende Verortung anfänglich oftmals als problematisch.

Homi Bhabha hat in „The Location of Culture“ die steigende Bedeutung des *Dritten Raums* erläutert, den Hannes Schweiger als einen Ort beschreibt, an dem „die Grenze zwischen dem Eigenen und dem Fremden, zwischen *self* und *other* nicht mehr klar auszumachen [ist], sie wird in Frage gestellt, verschoben und aufgehoben“.<sup>202</sup> So ist auch in vielen Texten der ‚Migrationsliteratur‘ zu beobachten, dass essentialistische Kategorien von Identität und Nation unterlaufen und aufgelöst werden.

Nebst der Strategie der Figuren in transkulturellen Texten, sich essentialisierenden Kategorien zu entziehen, findet auch auf einer anderen Ebene eine kritische Betrachtung von Nation und Staat statt. So finden sich in den Primärtexten Schilderungen von nationalistischem oder ethnischem Essentialismus, die in unterschiedlichen Weisen dekonstruiert werden.

Im Zuge der Literaturanalyse soll nun betrachtet werden, welche Topographien in den Romanen vorkommen. Welche Bedeutungen kommen Raumdarstellungen zu? Wird in den

---

<sup>199</sup> Vgl.: Horst: Der weibliche Raum, S. 15.

<sup>200</sup> Birk/Neumann: *Go-Between*, S. 136.

<sup>201</sup> Bronfen: Ein Gefühl des Unheimlichen, S. 10.

<sup>202</sup> Schweiger: *Zwischenwelten*, S. 219.

Texten versucht, die Bedeutung von Nation und Kultur zu dekonstruieren? Gleichzeitig wird nach Schilderungen Ausschau gehalten, die auf die Thematik der Verortung und Entortung verweisen: Kommen Beschreibungen von Zwischenräumen vor und sind diese positiv oder negativ konnotiert?

### 3.2.4. Erinnerung-Verdrängung-Trauma: Das Motiv der Doppelung

Der folgende Analysepunkt widmet sich in detaillierterer Form dem Motiv der Doppelung, das in der Primärliteratur immer wieder auftaucht. So beschreibt Elisabeth Bronfen, dass im Themenfeld der Entortung – das auch schon im vorigen Punkt angesprochenen worden ist – häufig folgende rhetorische Figuren vorkommen: „die Gefühlsambivalenz, das unheimliche Oszillieren zwischen verschiedenen Positionen und die Doppelung, wobei alle diese Figuren dazu dienen, Fixierungen, Stabilitäten sowie eine transparente Selbstidentität zu unterlaufen.“<sup>203</sup> Weiters definiert sie mit Homi Bhabha die Verdoppelung von Raum und Zeit als zentrale Kategorie in Texten, die Entortung thematisieren.<sup>204</sup> Auch Eva Hausbacher erläutert, dass in Texten der ‚Migrationsliteratur‘ häufig die Figur der Duplizität zu finden ist. Diese kann sowohl auf der Zeit- als auch auf der Raum- oder Figurenebene auftreten und bezeichnet eine Verdoppelung.<sup>205</sup> So werden z.B. unterschiedliche Zeiten miteinander verwoben oder Menschen, die unerreichbar weit entfernt sind, erscheinen plötzlich im Lebensraum der Protagonist\_innen.

Hausbacher beschreibt dies folgend: „Verschiedene Orte werden miteinander verschränkt, sodass sich sogenannte ‚Mischorte‘ bilden, es wird analeptisch erzählt, um die unentrinnbare Verknüpfung von Gegenwart mit Vergangenheit aufzuzeigen, die unheimliche Rückkehr der Vergangenheit in die Gegenwart.“<sup>206</sup> Der Hinweis auf das ‚Unheimliche‘ deutet schon auf Freud hin, dessen Konzept Elisabeth Bronfen in ihrem Aufsatz „Ein Gefühl des Unheimlichen. Geschlechterdifferenz und kulturelle Identität in Bharati Mukherjees Roman *Jasmine*“ mit Homi Bhabhas Konzepten in Zusammenhang bringt.

Bronfen, deren Artikel aus dem Jahr 1995 stammt und die, daraus folgend, noch den Terminus der multikulturellen Literatur verwendet, attestiert in eben dieser Literatur ein gehäuftes Auftreten bestimmter Themen und Symbole, die mit der Kategorie der Duplizität

---

<sup>203</sup> Bronfen: Ein Gefühl des Unheimlichen, S. 22.

<sup>204</sup> Vgl.: Ebd., S. 23.

<sup>205</sup> Vgl.: Hausbacher: Migration und Literatur, S. 70.

<sup>206</sup> Ebd., S. 70.

zusammenhängen: „So erscheint als gemeinsames Thema multikultureller Literatur gerade das Zusammenspiel von diversen psychischen Zuständen der Ambivalenz, der Doppelung, der verunsichernden Spaltung des Ich, die durch die Abspaltung von Heim und von der Familie ausgelöst wurde.“<sup>207</sup>

Sie verweist auf Freuds Begriffe der „Entstellung sowie der Ich-Spaltung“, die sich auf psychische Vorgänge beziehen, welche „das Gefühl von Verdoppelung und von einer Fremdheit im Zentrum eines jeden Verständnisses von Identität aufkommen lassen.“<sup>208</sup>

Freuds Theorien, die vielfache Parallelen zu Identitäts- sowie Alteritätstheorien aufweisen, verorten somit „das Unbewußte [...] als eine Stelle des Fremden inmitten des psychischen Apparates, als ein beunruhigendes, hybrides *interspace*“<sup>209</sup>. Diese Ausführungen erinnern an Bhabhas Vorstellung von Differenz als etwas, das im Eigenen angesiedelt ist. Bronfen beschreibt Bhabhas Vorgehen, Freuds Vokabular zu übernehmen, folgend: „Man könnte sagen, er nimmt Freuds metaphorische Dialektik von heimisch und unheimlich beim Wort, um sie ganz konkret auf die Erfahrung menschlicher geokultureller Räume anzuwenden. Dadurch politisiert er auch das psychoanalytische Modell.“<sup>210</sup>

Bei Homi K. Bhabha findet sich ein Zeitkonzept, das sich mit dem Verdrängten und Abgespaltenen, das sich wieder in den Vordergrund rückt, beschäftigt. Bronfen und Marius erläutern dies folgend:

Statt Gegenwart als volle Anwesenheit zu denken und Gemeinschaft kollektiv und einheitlich zu konzipieren, betont Bhabha den Bruch, den jede Gegenwart in das Kontinuum zwischen Vergangenheit und Gegenwart einfügt, und die daraus resultierende Hybridität jeder imaginären Gemeinschaft. Dies wird besonders virulent in dem Moment, wo das Periphere, Ausgeschlossene und Verdrängte in der Mitte der Sinnstrukturen wieder auftaucht.<sup>211</sup>

Dieser Einbruch des Ausgeschlossenen findet sich in den Primärtexten auf einer speziellen Ebene stark wieder, nämlich auf der Ebene der Erinnerung. So tauchen in „Spaltkopf“ die verdrängten Erinnerungen der Familie im Erzählfluss wieder auf und auch in „Der Russe ist einer, der Birken liebt“ kommen traumatische Erlebnisse aus der Kindheit der Protagonistin hoch.

---

<sup>207</sup> Bronfen: Ein Gefühl des Unheimlichen, S. 18.

<sup>208</sup> Ebd., S. 16.

<sup>209</sup> Ebd.

<sup>210</sup> Ebd., S. 17.

<sup>211</sup> Bronfen, Elisabeth und Benjamin Marius u.a. (Hg.): Hybride Kulturen. Beiträge zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte. Tübingen: Stauffenburg Verlag 1997, S. 8.

### 3.2.5. Polyphonie

Birk und Neumann weisen in ihrem Artikel auch auf die Perspektivenstruktur in literarischen Werken hin, die „Rückschlüsse auf die ideologischen *structures of attitude and feeling*“<sup>212</sup> eines Textes zulassen. So kann eine eindeutige und auktoriale Perspektive bzw. Erzählinstanz ein geschlossenes Weltbild vermitteln, das (nur) eine Stimme zu Wort kommen lässt. Andererseits kann durch das Aufzeigen von Unsicherheit seitens der Erzähler\_innen oder durch die Schilderungen der Geschehnisse aus mehreren Erzählperspektiven auch einer Vielstimmigkeit Raum gegeben werden. In diesem Zusammenhang möchte ich die Erzählinstanzen, die in den Primärwerken vorkommen, in Hinblick auf Polyphonie untersuchen.

Außerdem soll auch betrachtet werden, welche Bedeutung Sprache(n) in den Texten zukommt. Wie wird sie verwendet, wie konnotiert? Gibt es mehrsprachige Elemente, die in die Texte einfließen?

Abschließend soll noch darauf hingewiesen werden, dass die Analysepunkte in unterschiedlicher Intensität in den Primärtexten untersucht werden.

Es war mir ein Anliegen in meiner Analyse einer Lektüre entgegenzuwirken, die beim Versuch die Theorieansätze zu bedienen zu einer verkürzten Lesart neigt. Stattdessen wollte ich den Werken möglichst in ihrer Vielfalt gerecht werden. Aus diesem Grund habe ich mich auch entschlossen, die Primärtexte als Ganzes zu bearbeiten und je nach Zweckmäßigkeit, auf die Theorie einzugehen.

---

<sup>212</sup> Birk/Neumann: *Go-Between*, S. 134.



## 4. Die Autorinnen

### 4.1. Melinda Nadj Abonji

Melinda Nadj Abonji wird 1968 in der Kleinstadt Bečej, die in der Provinz Vojvodina liegt, geboren. Zum Zeitpunkt ihrer Geburt liegt Bečej in der SFR Jugoslawien, seit den 90ern ist sie Teil Serbiens. Ihre Familie gehört der ungarischen Minderheit in Serbien an. Angesprochen auf nationale Zuordnungsversuche erläutert sie, dass „nicht umsonst eine gewisse Ironie mit[schwingt], wenn ich sage, dass ich eine ‚ungarische Serbin‘ bin. Trotzdem lesen viele das als Überbetonung meiner Wurzeln und übersehen die Ironie. So könnte ich auch sagen, dass ich eine serbische Ungarin sein. Und beides stimmt nicht.“<sup>213</sup>

1973, Melinda Nadj Abonji ist 5 Jahre alt, übersiedelt die Familie in die Schweiz. In Zürich studiert sie Germanistik und Geschichte, wo sie ihr Studium mit einer Arbeit über Marie-Luise Fleißer abschließt. Nadj Abonji zeichnet sich durch eine vielfältige Betätigung in unterschiedlichen künstlerischen Medien aus: sie tritt als Text- und Musikperformerin auf, spielt Geige und singt, ferner veröffentlicht sie Prosatexte in vielen Schweizer Literaturzeitschriften. Auch arbeitet sie immer wieder mit dem Raplyriker und Beatboxer *Jurzok 1001* zusammen – 2003 touren sie mit dem gemeinsamen Theaterstück „Umschlagplatz“.<sup>214</sup> 2004 liest sie beim Ingeborg-Bachmann-Wettbewerb aus ihrem ersten Roman „Im Schaufenster im Frühling“, der im selben Jahr erscheint. 2010 wird sie für ihren zweiten Roman „Tauben fliegen auf“, als erste Schweizerin mit dem Deutschen Buchpreis ausgezeichnet und erhält im selben Jahr auch den Schweizer Buchpreis.

Diese Preisvergaben werden auch von wissenschaftlicher Seite kommentiert, so schreibt David Zimmer in einer Rezension, die sich dem Band „Diskurse in die Weite. Kosmopolitische Räume in den Literaturen der Schweiz“<sup>215</sup> widmet, dass nun endlich „Autorinnen und Autoren ‚mit Migrationshintergrund‘ ins Scheinwerferlicht der literaturinteressierten Öffentlichkeit getreten [sind]“<sup>216</sup>, wodurch die lang anhaltende Missachtung etwas korri-

---

<sup>213</sup> Wiederstein: Die Anti-Pointen-Autorin.

<sup>214</sup> Vgl.: Spoerri: Mobile Grenzen, neue Sprachgrenzen, S. 204.

<sup>215</sup> Kamm, Martina und Bettina Spoerri u.a. (Hg.): Diskurse in die Weite: Kosmopolitische Räume in den Literaturen der Schweiz. Zürich: Seismo Verlag 2010.

<sup>216</sup> Zimmer, David: Rezension zu obengenannten Titel (Diskurse in die Weite). In: arcadia 46, Heft 2 (2012), S. 512

giert worden sei. Zur Debatte über ‚Migrationsliteratur‘ meint Nadj Abonji, sie könne ‚mit diesen nationalen Zuschreibungen und Vereinnahmungen nichts anfangen‘<sup>217</sup>.

## 4.2. Julya Rabinowich

Julya Rabinowich wird 1970 in St. Petersburg, damals noch Leningrad, geboren. Sie stammt aus einer jüdischen Familie, die 1977 aufgrund der antisemitischen Stimmung nach Österreich emigriert. In Wien studiert sie Translationswissenschaften und anschließend Malerei an der Universität für Angewandte Kunst, wo sie 2006 mit einer Arbeit, die den Titel ‚Spaltkopf‘ trägt, diplomiert. Der Titel ihres Diplomprojekts macht deutlich, dass Rabinowich die Idee für ihren Debütromans wohl schon länger mit sich trägt: So erscheint ihr erster Roman ‚Spaltkopf‘ 2008 in der *edition exil*.

Mittlerweile sind – nun im renommierten Deuticke Verlag – zwei weitere ihrer Romane verlegt worden: 2011 erscheint ‚Herznovelle‘ und 2012 ‚Die Erdfresserin‘. Außerdem hat sie in zahlreichen Anthologien Texte publiziert und etliche Dramen verfasst. Rabinowich hat nebst ihren literarisch-künstlerischen Tätigkeiten auch in einem ganz anderen Berufsfeld Erfahrungen gesammelt, so war sie als Simultandolmetscherin bei Psychotherapie- und Psychiatriesitzungen mit Flüchtlingen beschäftigt.<sup>218</sup>

## 4.3. Olga Grjasnowa

Olga Grjasnowa wird 1984 in Baku, Aserbaidschan, geboren. Als sie elf Jahre alt ist emigriert sie mit ihren Eltern nach Deutschland, wo sie die erste Zeit in einem Asylwerberheim untergebracht sind. Als jüdische Kontingentflüchtlinge ist es für sie möglich, relativ schnell eine Aufenthaltsgenehmigung zu erhalten. In einem Interview mit dem ‚Falter‘ erzählt Grjasnowa von ihren Erfahrungen mit Alltagsrassismus als Kind: ‚Ich war die Einzige aus dem Asylwerberheim, der es zugestanden wurde, aufs Gymnasium zu gehen. Ich war bestimmt nicht die Beste, aber die anderen hatten eine dunklere Hautfarbe. Bei mir hat man sich gedacht: Die sieht irgendwie deutsch aus, das passt schon.‘<sup>219</sup>

---

<sup>217</sup> Wiederstein: Die Anti-Pointen-Autorin.

<sup>218</sup> Information vgl.: <http://www.julya-rabinowich.com/leben.html> (19.01.2013)

<sup>219</sup> Fasthuber, Sebastian: ‚Die sieht irgendwie deutsch aus‘. Die in Aserbaidschan geborene deutsche Autorin Olga Grjasnowa liefert das Romandebüt der Saison. In: Falter 11 (2012), S. 33.

Sie beginnt Polonistik und Kunstgeschichte zu studieren, als sie auf das Literaturinstitut Leipzig aufmerksam wird, bewirbt sie sich und wird auch prompt aufgenommen. „Der Russe ist einer, der Birken liebt“, ihr Debütroman, erscheint 2012 beim Hanser Verlag. In einer Rezension der „Zeit“ bringt Ursula März Olga Grjasnowa in Zusammenhang mit Melinda Nadj Abonji und der Kategorie der ‚Migrationsliteratur‘, als sie Grjasnowas Schreibprozess erläutert: „Nach vierzehn Jahren begann sie die Arbeit an einem Roman, der die Gattungsreihe jener deutschsprachigen Migrationsliteratur fortsetzt, die von Emine Sevgi Özdamar bis Melinda Nadj Abonji reicht, deren Vielstimmigkeit längst das Wort Tradition verdient und der vielleicht die Zukunft der deutschen Literatur gehört.“<sup>220</sup>

---

<http://www.falter.at/web/shop/detail.php?id=36144&SESSID=6dc30ff9978d4a58b69e6e4184cdcc26>  
(13.12.2012)

<sup>220</sup> März, Ursula: Sie ist auf Alarm. Sie sucht eine Schulter zum Anlehnen. Sie schläft nicht. Sie haut ab. Olga Grjasnowa trifft aus dem Stand den Nerv ihrer Generation. Zeitgeschichtlich wacher und eigensinniger als dieser Roman war lange kein deutsches Debüt. In: Die Zeit 12 (2012), 15.3.2012, S. 10-13.

## 5. Melinda Nadj Abonji „Tauben fliegen auf“

### 5.1. Inhaltlicher Abriss

Der Roman „Tauben fliegen auf“ öffnet einen Blick auf viele unterschiedliche Topographien. So pendelt der Text zwischen zwei geographischen Räumen: Kapitelweise abwechselnd spielt er in der Schweiz und in der serbischen Provinz Vojvodina. Jedes Kapitel, das in Serbien spielt, beginnt mit Schilderungen der Reisen aus der Schweiz in immer neuen, modernen Autos: im „tiefbraunen Chevrolet“<sup>221</sup>, in „unserem weissen Mercedes“<sup>222</sup> bzw. „mit unserem silbergrauen Mercedes“<sup>223</sup> fährt die Familie Kocsis in der alten Heimat ein. Dort trifft die in die Schweiz emigrierte Familie, bestehend aus den Eltern, Miklos und Rozsa sowie den Töchtern Ildi und Nomi, auf ihre Großfamilie, die in der Vojvodina geblieben ist. Der Kontrast der prestigeträchtigen Autos und der ärmlichen Umgebung entwirft die zwei unterschiedlichen Lebensräume der Familie als sehr gegensätzlich.

Die enge Beziehung zum Heimatort und auch die Angst davor, diese Verbindung zu verlieren, wird in den Beschreibungen der Ich-Erzählerin Ildi deutlich, die schildert wie sie und ihre Schwester nach ihrer Ankunft immer kontrollieren müssen, ob sich auch nichts geändert hat – „weil wir beide Angst hatten, nichts mehr mit unserer Heimat zu tun zu haben, wollten wir die Zeit einholen, in der wir nicht da gewesen waren [...]“<sup>224</sup>.

Die Kapitel in der Schweiz beschreiben den Werdegang der Familie Kocsis, ihren sozialen Aufstieg und ihre Bemühung um Integration. In einer Rezension der Frankfurter Allgemeinen Zeitung fasst Andrea Diener das wie folgt zusammen: „Nach der Wäscherei eine kleine Cafeteria, dann ein großes, alteingesessenes Café in bester, wohlhabender Seelage. Die Kocsis [sic!] haben es geschafft, so scheint es jedenfalls, aber so ganz gehören sie doch nicht dazu in diesem reichen, satten Land, die Eltern nicht und auch nicht die Kinder.“<sup>225</sup>

Neben diesen zwei großen topographischen Räumen, werden in weiterer Ausdifferenzierung auch kleinere Topographien deutlich, wie das Café Mondial, das Kaffeehaus der Familie Kocsis oder das Wohlgroth, die besetzte Fabrik, in der die Töchter Ildi und Nomi

---

<sup>221</sup> Nadj Abonji: Tauben fliegen auf, S. 5.

<sup>222</sup> Ebd., S. 111.

<sup>223</sup> Ebd., S. 162.

<sup>224</sup> Ebd., S. 20.

<sup>225</sup> Diener, Andrea: Ein Krieg ist ein Krieg, ein Arbeitslager ist ein Arbeitslager. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 09.09.2010

<http://www.faz.net/frankfurter-allgemeine-zeitung/feuilleton/literatur-ein-krieg-ist-ein-krieg-ein-arbeitslager-ist-ein-arbeitslager-11037557.html> (25.01.2013)

eine Art ‚alternativen Ort‘ in der Schweiz finden, ganz anders, als die familiär geprägte Kaffeehauswelt. Diese Orte dienen auch der Thematisierung der komplexen Dynamik von Eigen- und Fremdzuschreibungen.

## 5.2. Orte der Selbst- und Fremdrepräsentation

Als ein zentraler topographischer Punkt im Roman, an dem Zuschreibungen und Repräsentationen verhandelt werden, fungiert das Café Mondial. Die Familie Kocsis konnte es in den 90ern übernehmen und führt es seitdem als Familienbetrieb, in dem nebst einigen Mitarbeiterinnen auch die jugendlichen Töchter mithelfen. Auch wenn der Topos des Kaffeehauses auf den ersten Blick wie ein Ort der Vermischung wirkt, stellt sich diese Vorstellung bei einer genaueren Betrachtung anders dar. Zwar treffen dort die in die Schweiz migrierte Familie Kocsis und deren, mehrheitlich reiche, Schweizer Gäste aufeinander, es wird jedoch schnell klar, dass die Rollen fest verankert sind. Obwohl die Familie Kocsis das Café besitzt, ist sie einem ständigen ‚Assimilationsdruck‘ ausgesetzt. Als die ersten Wochen im Kaffeehaus gut angelaufen sind, betont die Mutter, dass sie sich bemühen müssten, noch besser zu werden. Auf den Einwand der Anderen hin, dass doch bis jetzt alles gut gelaufen sei, erwidert sie nur: „Wir haben hier noch kein menschliches Schicksal, das müssen wir uns erst erarbeiten.“<sup>226</sup>

In den Aussagen der Eltern scheint immer wieder zutage zu kommen, dass sie die Auffassungen fremdenfeindlicher Politik verinnerlicht und sich resigniert damit abgefunden haben, mehr und besser, als die anderen arbeiten zu müssen, um geduldet zu werden. Diese Haltung scheint mit den Untersuchungen Frantz Fanons zu korrespondieren, der in den fünfziger Jahren auf die psychischen Auswirkungen stereotypisierender Zuschreibungen im (post)kolonialen Kontext hingewiesen hat. Wie schon weiter oben beschrieben worden ist, erläutert Fanon in diesem Zusammenhang, dass Migrant\_innen die Fremdzuschreibungen oftmals internalisieren und dadurch ausgelöst selbstverachtende Tendenzen entwickeln. Auch Ronald Pohl betont in einer Rezension des Romans in der Tageszeitung „Der Standard“, die Mechanismen einer solchen verinnerlichten ‚Unterwürfigkeit‘, wie sie bei den Eltern im Text zu finden ist: „Allmählich verständlich wird die Geducktheit einer Lebenshaltung, die ihre Deformationen jenen Anforderungen anpasst, die vom ‚Goldenen

---

<sup>226</sup> Nadj Abonji: Tauben fliegen auf, S. 85.

Westen‘ unterschiedslos an all diejenigen gestellt werden, die von seinen Butterbergen etwas abhaben möchten.“<sup>227</sup>

Die Arbeit im Café und die damit einhergehenden Rollenzuschreibungen erweisen sich besonders für Ildi als problematisch. Sie will sich nicht in die Rolle der braven Servier-tochter fügen, findet aber über lange Strecken keine adäquate Form der Auflehnung oder der Rebellion. Sie fühlt sich unwohl und in eine Position gezwungen, die ihr nicht passt. Auch die Kleidung, die sie als „Buffettochter“ tragen muss, überträgt dieses Gefühl der Einengung – „ich, die übrigens eine schwarz-weiss gestreifte Bluse trägt und einen Jupe, der mich zum Trippeln zwingt“<sup>228</sup>. Ildi scheint ihre Arbeitskleidung als Maskerade wahrzunehmen, eine Uniform, in die sie sich zwängen muss und die ihre Bewegungsfreiheit einschränkt:

Ich sehe mir zu, ich, die in einer notwendigen Verkleidung bereitsteht, zeige, dass ich eine geeignete Buffettochter bin, ich, der Kuckuck hinter der Theke, glücklicherweise, denn im Service fühle ich mich vogelfrei, freie Sicht auf sie, die ich bin, aber heute nicht, heute schützt die armeegrüne Theke wenigstens den unteren Teil des Körpers [...].<sup>229</sup>

Diese Thematik der Kleidung weist laut Aleksandra Hrkic, die sich in ihrer Diplomarbeit<sup>230</sup> mit Nadj Abonjis Roman beschäftigt, Parallelen zum postkolonialen Konzept der *Mimikry* auf. *Mimikry*, als die „ambivalente Forderung nach dem nur Ähnlichen, Nicht-ganz-Gleichen, die Herrschaft sichern soll, entzieht ihr zugleich – zumindest potentiell – den Boden und macht *Mimikry* zur Bedrohung der Kolonisatoren und zur Widerstandsstrategie.“<sup>231</sup> Dennoch kann nicht davon ausgegangen werden, dass *Mimikry* automatisch mit einer widerständigen Haltung einhergeht – sie „impliziert zwar Handlungsfähigkeit, darf aber keinesfalls mit Wahlfreiheit verwechselt werden“<sup>232</sup>.

Hrkic interpretiert die Kleidung, die Ildi als das ‚Fräulein‘ im Service anlegt, als Maske, die auf das Konzept der *Mimikry* verweist. „Ildi wird als Migrantin einem Bild des ‚Anderen‘ zugeordnet, das konstruiert wird, um der Schweizer Gesellschaft zu ähneln und

---

<sup>227</sup> Pohl, Ronald: Integration durch Erzählsprache. In: Der Standard, Web 08.10.2010, Printausgabe 9./10.10.2010.

<http://derstandard.at/1285200389224/Tauben-fliegen-auf-Integration-durch-Erzaehlsprache> (25.01.2013)

<sup>228</sup> Nadj Abonji: Tauben fliegen auf, S. 88.

<sup>229</sup> Ebd., S. 88-89.

<sup>230</sup> Hrkic, Aleksandra: Die Emanzipation der Migrantin in Melinda Nadj Abonjis *Tauben Fliegen Auf*. Befreiung aus Zeit, Raum und Gesellschaft in der transkulturellen Migrationserfahrung. Diplomarbeit. Univ. Gent 2012.

[http://lib.ugent.be/fulltxt/RUG01/001/891/497/RUG01-001891497\\_2012\\_0001\\_AC.pdf](http://lib.ugent.be/fulltxt/RUG01/001/891/497/RUG01-001891497_2012_0001_AC.pdf) (28.01.2013)

<sup>231</sup> Hausbacher, Eva: Poetik der Migration, S. 143.

<sup>232</sup> Ebd.

zugleich von ihr differenziert zu werden.“<sup>233</sup> In Ildis spezifischem Fall bietet *Mimikry* jedoch wenig emanzipatorische Möglichkeiten. So erkennt sie zwar die Künstlichkeit der Maske, beschreibt diese jedoch als „notwendige Verkleidung“<sup>234</sup> und findet zu diesem Zeitpunkt noch keine wirkliche Möglichkeit der Handlung oder Subversion. So beschreibt Hrkic auch, dass Ildi „nicht im Stande [ist], sich der Dynamik der Mimikry zu entziehen, weil ihr die Maske des Fräuleins von anderen auferlegt wird. Nicht nur die Kunden, sondern auch die Eltern fragen [sic!] ständig, diese Maske aufzusetzen, um die Kunden zufrieden zu stellen.“<sup>235</sup>

Im Roman werden zwei unterschiedliche Kleidungsstile Ildis beschrieben – dies ist zum Einen die Uniform der Servierkraft, die Ildi in ‚das Fräulein‘ verwandelt: „Mutter hat schon recht, ich arbeite nicht gern im Service, und das Einzige, was mich herausfordert, ist, ob ich es schaffe von sechs bis zwei ein Fräulein zu sein“<sup>236</sup>. Die andere Kleidung ziehen Ildi und Nomi an, wenn sie ins Wohlgroth gehen, ein alternatives Café, das in einer besetzten Fabrik liegt. So wie das Wohlgroth als Gegenkonzept zum Café Mondial fungiert, dient auch die Kleidung einer Gegenpositionierung: Die Schwestern tragen „Handwerkerhose[n]“ und „verwaschene[], überdimensionierte[] Sweat-Shirts, die uns geschlechtslos machen“<sup>237</sup>. Das Wohlgroth, auf das auch in Punkt 5.4. noch näher eingegangen wird, bietet hier mehr Freiheiten bezüglich einer Selbstrepräsentation und ermöglicht eine Loslösung von stereotypen Rollenbildern.

### 5.3. Othering

In dieser ‚Uniform‘, die ihr nicht entspricht, ist Ildi nun unfreiwillige Mithörerin bei den Gesprächen der Gäste, die sich den aktuellen Tagesthemen widmen, unter anderem dem beginnenden Krieg in Jugoslawien. In der Rolle des ‚Fräuleins‘ muss Ildi die unqualifizierten Aussagen diverser Gäste über sich ergehen lassen, die herablassend und blasiert über die Geschehnisse in Jugoslawien urteilen. Im unreflektierten, stereotypen Sprechen der Gäste findet eine Form des *Othering* des Balkanraums statt. Tonangebend bei dieser Diagnose des ‚Balkans‘ ist Herr Pfister, der „Chef eines gigantischen Zügelunternehmens“<sup>238</sup>.

---

<sup>233</sup> Hrkic: Die Emanzipation der Migrantin, S. 72.

<sup>234</sup> Nadj Abonji: Tauben fliegen auf, S. 88.

<sup>235</sup> Hrkic: Die Emanzipation der Migrantin, S. 73.

<sup>236</sup> Nadj Abonji: Tauben fliegen auf, S. 104.

<sup>237</sup> Ebd., S. 133-134.

<sup>238</sup> Ebd., S. 55.

Gewöhnt daran, bedient zu werden, fordert er auch die Beantwortung der Fragen über den Krieg von Ildi so selbstverständlich, wie seine tägliche „helle Schale“:

Du, wie sich die auf dem Balkan die Köpfe einschlagen, und die Serben, das ist eine ganz schön kriegerische Meute, die sind wie die Hyänen (Herr Pfister, der Umzüge organisiert, weltweit auch nach Übersee, der sich mit seinem Freund unterhält), Sie haben eine helle Schale bestellt, oder? Ja, danke schön, und wie heisst der Serbenführer in Bosnien? Ah ja, Mladić, genau, danke Fräulein, der und Milošević, die sind noch schlimmer als echt Nazis, glaub mir.<sup>239</sup>

Herr Pfister lässt sich in einem belehrenden Ton über Migrant\_innen aus, die aus Jugoslawien in die Schweiz migriert sind, wobei er gönnerhafterweise eine Unterscheidung zwischen dem sogenannten „rohen Material“ der frühen Einwanderer\_innen und der Familie Kocsis macht:

[...]bei Ihnen, das ist ja etwas anderes, Sie sind ja schon eingebürgert und kennen die Sitten und Gepflogenheiten unseres Landes, aber die, die seit den 90ern kommen, das ist ja rohes Material, sagt Herr Pfister und sitzt wieder aufrecht, spricht nicht mehr zu mir und seinem Hund, sondern wieder zu seinem Freund, der sicher auch Arbeitgeber ist, wissen Sie, der *homo balcanicus* hat die Aufklärung einfach noch nicht durchgemacht[...].<sup>240</sup>

Die verallgemeinernden Zuschreibungen, die die Serben generell als ‚kriegerisch‘ oder – so eine Aussage Pfisters – die „Balkanesen“<sup>241</sup> als unzivilisiert und unaufgeklärt konstruieren, verdeutlichen die Rhetorik des *Othering* beispielhaft. In diesen Passagen werden auch die unausgesprochenen Regeln der Ausgrenzung und der Konstruktion des Anderen deutlich. Es gibt ‚gute‘ und ‚schlechte Ausländer\_innen‘, scheinen die Aussagen Pfisters zu vermitteln. Birk und Neumann empfehlen in ihrem Artikel, der versucht Analysepunkte der postkolonialen Erzähltheorie festzulegen, die Verwendung von Auto- und Heterostereotypen in literarischen Texten zu untersuchen. Mit Verweis auf Monika Fludernik erläutern sie, dass in der Literatur Alteritätsmodelle z.B. durch ironische Zitate rassistischer Klischees durchbrochen werden können.<sup>242</sup> Die Autorin arrangiert hier die Aussagen Herr Pfisters gezielt so, dass sie meiner Meinung nach ebenfalls dieser Kategorie zugeordnet werden können.

Die Arbeit im Kaffeehaus und der Umgang mit den Kund\_innen ist von einer Ambivalenz zwischen (scheinbarer) Akzeptanz sowie kontinuierlichen Fremdzuschreibungen gekennzeichnet. Ildi befindet sich in einem Zwiespalt zwischen ihrer Rolle, die sie zu dienstleistungsverpflichtender Freundlichkeit nötigt und ihrem persönlichen Gefühl von starker Ab-

---

<sup>239</sup> Ebd., S. 105.

<sup>240</sup> Ebd., S. 108.

<sup>241</sup> Ebd.

<sup>242</sup> Vgl.: Birk/Neumann: *Go-Between*, S. 126-127.



lehnung gegenüber Herrn Pfisters Aussagen. Auffallend ist, dass ihre Wut auf die Vereinfachungen und herablassenden Kommentare mancher Gäste nicht explizit geschildert wird. So richtet sich Ildis Aggression vor allem gegen sich selbst. Als sich Herr Pfister, nach seinen von *rhetoric of othering* gekennzeichneten Aussagen, von Ildi verabschiedet, wird ihre zwiespältige Lage deutlich: „[...] Sie machen ihre Sache sehr gut (danke schön, ja, ich wünsche Ihnen auch einen schönen Tag, Herr Pfister, bis morgen!), ich, die sich trotz allem geschmeichelt fühlt, ärgere mich, über sie, die ich bin.“<sup>243</sup>

Ihr Dilemma zwischen Anerkennungs- und Assimilationssehnsucht einerseits sowie dem Willen zu Artikulation und Aufbegehren andererseits wird in der Ambivalenz, die dieses Lob in ihr auslöst, offensichtlich.

Auch auf der Ebene der Fokalisierung wird eine zwiespältige Perspektive deutlich, die die Erzählerin Ildi immer wieder einen Schritt zurückgehen und sich selbst aus der Außenperspektive betrachten lässt. So ärgert Ildi sich „über sie, die ich bin“<sup>244</sup> und beschreibt ein andermal die „freie Sicht auf sie, die ich bin“<sup>245</sup>. Auch hier wird eine Zerrissenheit zwischen den ‚unterschiedlichen Gesichtern‘ deutlich ebenso wie die Problematik Ildis, diese verschiedenen Rollen, die sie inne hat, zu vereinen – „Ich möchte nur ein Gesicht haben, sage ich. Nomi, die lange wartet, mich anschaut und dann sagt, jeder Mensch hat verschiedene Gesichter, es ist überlebensnotwendig, verschiedene Gesichter zu haben“<sup>246</sup>.

Diese Beobachtungen korrespondieren auch mit der weiter oben ausgeführten Analyse Elisabeth Bronfens, die Identität in der Postmoderne und im Multikulturalismus als geprägt von Fremd- und Selbstrepräsentationen beschreibt und folgert, dass es eine „doppelte Sichtweise des multikulturellen Selbst“<sup>247</sup> gibt.

Nebst Figuren wie Herr Pfister werden auch die Medien in ihrem Anteil entlarvt, zu bestimmten Fremdkonstruktionen beizutragen. Nadj Abonji beschreibt, wie reißerische Überschriften das Sprechen und Denken prägen und so zu einer verkürzenden Sprechweise verleiten, die das zerfallende Jugoslawien als einen ‚Un-Ort‘ konstruieren. Die unterschiedlichen Volksgruppen werden über einen Kamm geschoren oder in binäre Feind-Freund Bilder eingeteilt. Ildi schildert ihr Verlangen, dem Medienspektakel für einige Zeit zu entkommen:

---

<sup>243</sup> Nadj Abonji: Tauben fliegen auf, S. 109.

<sup>244</sup> Ebd., S. 109.

<sup>245</sup> Ebd., S. 89.

<sup>246</sup> Ebd., S. 143.

<sup>247</sup> Bronfen: Ein Gefühl des Unheimlichen, S. 12.

[...]so oft habe ich mir vorgenommen, nichts mehr an mich ranzulassen, tagelang habe ich kein Radio gehört, keine Zeitungen gelesen, habe mich in mein Zimmer verzogen, mir sogar die Ohren verstopft, wenn mein Vater stundenlang die Nachrichten geschaut hat; ich habe mich tagelang enthalten, wenn ich fassungslos war über Titel wie „Gibt es noch einen Weg aus der Balkan Horrorshow“ [...].<sup>248</sup>

Ihre Schwester Nomi ironisiert das klischeebehaftete Sprechen über den Krieg, indem sie selbst stereotypisierende und karikierende Zuschreibungen reproduziert, wenn sie meint, „[...]Balkankrieg, das klingt wie eine Spezialität, so wie es Waadtländer Saucisson oder Wiener Schnitzel gibt, [...] ja genau, Balkankrieg ist die Spezialität eines Volkes, ein hausgemachtes Produkt, das einem kriegerischen Charakter entspringt;“<sup>249</sup>

#### 5.4. Das Wohlgroth als alternativer Ort der Repräsentation?

Im Roman finden sich auch Orte, die mögliche alternative Handlungsräume aufzeigen. So werden andere Repräsentationsformen beschrieben, wenn die Schwestern sich in die ‚subkulturelle‘ Welt des ‚Wohlgroth‘ begeben. Hier haben sie eine Gegenwelt zum Café Mondial gefunden, eine besetzte Fabrik, ein „Ort, wo es keine Gesetze gibt, da ist alles erlaubt, alles, was einem anderen nicht weh tut“<sup>250</sup>. Hier gelten andere Codes: statt der unauffälligen Kleider, die sie im Mondial tragen müssen – „hübsch soll es sein, aber nicht auffällig, farbig aber nicht grell“<sup>251</sup> – sind hier neue Selbstrepräsentationen möglich. „Nomi und ich, wir trinken Bier, wir schauen uns an, wie wir uns spiegeln im Zugfenster, wir sind es doch, obwohl wir ganz anders aussehen als sonst, im Mondial, wir sehen aus wie Männer, wie schmuddelige Männer, findet Vater [...]“<sup>252</sup> Das Wohlgroth verkörpert einen Ort der Vermischungen und der Unordnung. Es zeigt ein Gegenkonzept zur provinziellen, spießbürgerlichen Welt des Café Mondial auf. Die Schwestern empfinden ein Zugehörigkeitsgefühl – „Wohlgroth, so heisst unser Ort“<sup>253</sup>.

Die Beschreibungen des Ortes machen deutlich, dass hier Durchmischungen eine große Rolle spielen: „wir gehen auf den Häuserkomplex zu, vor dem sich Müllsäcke türmen, besprayed Container, die überquellen, Fahrräder, die kreuz und quer rumstehen, [...] die Aussenwände sind bemalt, verschmiert, sagen die einen, Farbkleckse, Striche und Figuren,

---

<sup>248</sup> Ebd., S. 234.

<sup>249</sup> Ebd.

<sup>250</sup> Ebd., S. 134.

<sup>251</sup> Ebd., S. 234.

<sup>252</sup> Ebd., S. 133.

<sup>253</sup> Ebd.

Zeichen, Botschaften [...].<sup>254</sup> Gleichzeitig kommen im Wohlgroth auffallend viele Schilderungen vor, die beschreiben, wie Ildi vom Café im besetzten Haus aus auf die daneben liegenden Bahnschienen blickt: „die Treppe hoch zu unserem Lieblingscafé, wo man die Stadt sieht, die Gleise, wo ich gern sitze, um die ein- und ausfahrenden Züge zu beobachten“<sup>255</sup>. Dieser Ausblick, der Reisen, Veränderungsmöglichkeiten und eine Bewegung woandershin suggeriert, scheint beruhigend auf Ildi zu wirken. „Und einen Moment lang bin ich für mich allein, sehe die Schienen, die sich kreuzen, ich, die es liebt, nachts Reisende ein paar Sekunden lang zu beobachten, [...] ich könnte stundenlang hier sitzen, um überallhin zu fahren, wo ich noch nie war [...].“<sup>256</sup> Hier erscheint der Blick in die Ferne beinahe wesentlicher als der Raum der besetzten Fabrik.

Jedoch erscheint auch die Alternativwelt nicht gefeit vor binären Denkweisen. War die Migrantenfamilie Kocsis in ihrer Kleinstadt ein skeptisch beäugter Fremdkörper, über dessen Aufenthalt in einer Dorfabstimmung entschieden wurde und der sich seine Anerkennung durch Fleiß und Leistung erarbeiten muss, so haftet der Herkunft Ildis und Nomis in der Alternativ-Szene ein Exotikfaktor an: „man kennt uns, weiss, dass wir aus Jugoslawien kommen, das ist fast so als käme man aus Moskau“<sup>257</sup>. In einem späteren Kapitel wird auch deutlich, dass das Wohlgroth doch kein so vertrauter Ort ist und nur vorübergehend der Verortung Ildis dient: „das fällt mir erst jetzt auf, im Nachhinein, dass ich mich im Grunde jedes Mal, wenn ich im Wohlgroth war, schutzlos fühlte, am ganzen Körper angreifbar, Angst hatte, dass jeden Moment etwas passieren könnte, [...] ein Mensch mich mit hungrigem Blick fixiert, du siehst nicht so aus wie wir, was hast du hier zu suchen?“<sup>258</sup> Ildis Erklärung für ihre häufigen Aufenthalte dort verweisen auf die Frage der Verortung, wenn sie beschreibt: „da war der drängende Wunsch, einen Ort zu haben, der mich definiert“<sup>259</sup>.

## 5.5. Verortungen an Zwischenräumen

Schon der Aufbau des Romans, der sich abwechselnd den unterschiedlichen Topographien in der Vojvodina und in der Schweiz widmet, macht deutlich, dass die Protagonist\_innen

---

<sup>254</sup> Ebd. S. 135.

<sup>255</sup> Ebd., S. 136.

<sup>256</sup> Ebd., S. 138.

<sup>257</sup> Ebd., S. 136.

<sup>258</sup> Ebd., S. 190.

<sup>259</sup> Ebd.

mit unterschiedlichen Lebensräumen konfrontiert sind. Aber wie gehen die Figuren mit diesen unterschiedlichen Topographien um? Spielt die Frage nach Verortung oder Entortung eine Rolle? Ist die Kategorie der Heimat wesentlich?

In „Tauben fliegen auf“ lernt die Protagonistin im Lauf des Romans sich von dieser Suche nach einem bestimmten Ort zu lösen. So zählt Ildi bei dem Versuch Heimat zu definieren Kindheitserinnerungen aus der Vojvodina auf:

Der weiche Singsang meiner Grossmutter, das nächtliche Gequake der Frösche, [...] das aufgeregte Gegacker eines Huhnes, bevor es geschlachtet wird, [...] derbe Flüche, die unerbittliche Sommersonne und dazu der Geruch nach gedünsteten Zwiebeln, mein strenger Onkel Móric, der plötzlich aufsteht und tanzt. Die Atmosphäre meiner Kindheit.<sup>260</sup>

Heimat hat für Ildi also viel mit sinnlichen Eindrücken zu tun – eine konkrete lokale Verortung fehlt hier – stattdessen ist die „Atmosphäre“ wesentlich. Die Problematik ergibt sich möglicherweise auch daraus, dass das Gefühl der Heimat in den Kindheitserinnerungen angesiedelt ist, gewissermaßen also in der Vergangenheit verortet ist, wo sie nicht mehr erreicht werden kann. So klärt Nomi, die die Diskrepanz zwischen den unterschiedlichen Welten, die sie prägen, als nicht so problematisch wie Ildi empfindet, ihre Schwester darüber auf, dass ihre Idee in die alte Heimat zurückzukehren illusorisch ist:

[...] das sei ein Kindertraum, [...] es sei doch bekannt, das typische Emigrantenschicksal, für die Zukunft sparen und dann in der alten Heimat unglücklich sein?, nein!, ich, die Nomi gefragt hat, ob sie hier glücklich sei, Nomi die gelacht hat, wir sind Mischwesen und die seien tendenziell glücklicher, deshalb, weil sie in mehreren Welten zu Hause seien, sich wo auch immer zu Hause fühlten, sich aber nirgendwo zu Hause fühlen müssten [...].<sup>261</sup>

Nomi erkennt das Potential der Verortung im Dazwischen. So kommentiert sie auch zu einem späteren Zeitpunkt im Roman die Aussage ihrer Cousine Araka, die meint, dass sie, die Kinder der ersten Generation von Migrant\_innen, weder Fisch noch Vogel seien: „oder eben beides“. Aleksandra Hrkic kommentiert die Beschreibungen des ‚Dazwischen‘ im Roman folgendermaßen: So

ermöglicht diese ‚Enträumlichung‘ eine größere Freiheit in der Heimatkonstruktion, weil ein Gefühl der Gebundenheit vermieden wird. [...] Ildis Heimat ist nicht eindeutig zu bestimmen, sondern ist eine hybride Mischung von sinnlichen Erfahrungen, Menschen, Gegenständen und mit der Natur verknüpften Gefühlen, die an anderen Orten wieder neu erlebt werden kann.<sup>262</sup>

Dieser Interpretation entsprechen auch Aussagen Ildis, wenn sie sich in manchen Passagen des Romans ihrer eigenen topographischen Beschreibung von Städten widmet. So reflektiert sie über die Orte, die ihr etwas bedeuten: „ich habe mich gefragt, was ich an dieser

---

<sup>260</sup> Ebd., S. 19.

<sup>261</sup> Ebd., S. 160.

<sup>262</sup> Hrkic: Die Emanzipation der Migrantin, S. 60-61.

Stadt liebe, ein paar Orte, die in keinem Reiseführer vorkommen, ein Tramdepot, eine Allee mit riesigen Platanen, [...] ein paar Ramschgeschäfte, die ich regelmäßig mit Nomi aufsuche, die öffentlichen Verkehrsmittel, mit denen man überall und pünktlich hinkommt [...].<sup>263</sup> Und am Ende schließt Ildi mit einer Erkenntnis, die einer Auflösung fixierter Räume entspricht, denn ihr ist „aufgefallen, dass Städte für mich als Ganzes nie existieren, sondern, dass sie zerfallen, in winzige Orte, die ich mag [...]“<sup>264</sup>.

Für die Eltern stellt sich die Emigrationssituation anders als für die Töchter dar: Als Gastarbeiter\_innen in die Schweiz gekommen, mussten sie viele bürokratische und ökonomische Hürden überwinden, um den Kindern eine gesicherte Existenz bieten zu können. Eine Tatsache, die sich spannungsgeladen in die Beziehung zwischen Eltern und Kindern drängt. So werfen die Eltern den Töchtern vor, dass sie verwöhnt und zu wenig dankbar für ihre Möglichkeiten in der Schweiz seien. Den Schmerz über die verlorene Heimat beanspruchen sie ganz für sich, für die Empfindungen der Töchter gibt es hier keinen Platz:

Später, in den wenigen Momenten, wo es möglich gewesen wäre, über diesen plötzlichen Abbruch unseres bisherigen Lebens zu reden, war immer sofort klar, dass Mutter und Vater, im Zusammenhang mit unserer Heimat, die tieferen, schmerzhafteren Gefühle für sich beanspruchen durften; das, was in Nomi und mir damals vorging, hatte wenig oder kein Gewicht.

Ildi und Nomi befinden sich in einem ambivalenten Zustand, so trauern sie einerseits der Kindheitszeit und dem Kindheitsort nach, gleichzeitig sind sie aber nicht bereit, in ihrer jetzigen Umgebung die Kompromisse einzugehen, zu denen ihre Eltern als Gastarbeiter\_innen gezwungen waren.

## **5.6. Die Auflösung national(istisch)er Ideen**

Der Roman thematisiert auch, wie der beginnende Krieg in Jugoslawien sich in die schweizerische Realität der Familie Kocsis schiebt. Selbst in der ‚Kaffeehauswelt‘ findet sie sich – durch ihre zwei Küchenhilfen Dragana und Glorija, die aus unterschiedlichen Regionen in Jugoslawien stammen – plötzlich mit ethnisch-nationalistischen Parametern konfrontiert. Das Wissen um die Geschehnisse in Jugoslawien und parallel dazu ihr Ohnmachtsgefühl gegenüber dem Schicksal der Verwandten machen „[d]as Dasein zwischen

---

<sup>263</sup> Nadj Abonji: Tauben fliegen auf, S. 195.

<sup>264</sup> Ebd.

drei Kulturen, zwischen Ungarn, Serbien und der Schweiz [...] unerträglich.“<sup>265</sup> Nadj Abonji zerlegt immer wieder die grausame Logik nationalistischer Einteilungen, indem sie die ethnischen Trennungen auf den Kleinraum der Figuren überträgt: „Dragana und ich, zwei Tiere, die sich in die Augen schauen, wir, die Todfeinde sein müssten, weil Dragana bosnische Serbin ist oder ich serbische Bosnierin? und ich zur ungarischen Minderheit in Serbien gehöre (der Irrsinn, der sich weiter dreht in meinem Kopf, in allen Köpfen)“<sup>266</sup>.

Nadj Abonji lässt ihre Protagonist\_innen ein Verwirrspiel mit den vielen unterschiedlichen nationalen Zugehörigkeiten spielen und so imaginiert Ildi, wie einer ihrer Cousins im Krieg auf einen von Draganas Cousins trifft und wie diese sich in den unterschiedlichsten Nationalzuordnungen umbringen könnten.

[...] und es ist absurd und absolut möglich, dass einer meiner Cousins desertiert, weil er als Ungar nicht in der jugoslawischen Volksarmee kämpfen will, es kann sein, dass ihn einer von Draganas Cousins erschießt, weil er bei der jugoslawischen Volksarmee kämpft und Deserteure erschossen werden; es kann aber auch sein, dass einer von Draganas Cousins desertiert, weil er sich als Bosnier fühlt, als bosnischer Serbe nicht in der jugoslawischen Volksarmee kämpfen will, es kann sein, dass dann mein Cousin Draganas Cousin erschießt [...] aber möglicherweise werden beide erschossen, von einem Muslimen, einem Kroaten, einem Blindgänger, von einer Mine zerfetzt, irgendwo an einem unbekanntem Ort, im Niemandsland, während wir hier zusammen Brötchen streichen, in unserer Küche.<sup>267</sup>

Das Zitat verdeutlicht die Absurdität nationalistischer Gewalt, und der letzte Satz beschreibt die paradoxe Situation der emigrierten Familie, die den Kriegszustand im Angesicht der alltäglichen und banalen Tätigkeiten, die im Café zu erledigen sind, noch schwerer ertragen kann. Immer wieder verschränkt Nadj Abonji diese unterschiedlichen Welten miteinander und schildert so das Gefühl der Hilflosigkeit, das die ganze Familie befällt.

Mitunter werden auch auf ironische Art und Weise nationale Zuschreibungen zerlegt. Als es in der Küche zu einem Streit zwischen den beiden Küchenhilfen Dragana, die Bosnierin und Glorija, die Kroatin ist, kommt, imaginiert Ildi eine komische Maskerade: Die binäre Sicht auf die politische Lage, die sich oftmals auf eine Einteilung in ‚gut‘ und ‚böse‘ der Ethnien sowie der Staatschefs Tuđman und Milošević beschränkt, wird auf humoristische Art demontiert. Glorija, die eine sehr nationalistische Sichtweise vertritt, wird in einer Art Travestie zu ‚ihrem‘ Staatsführer inszeniert:

Franjo Tuđman trägt heute eine weiße Bluse mit Puffärmeln, denke ich, er hat seine Nägel rot lackiert und das für sein Alter immer noch dichte Haar frisch blondiert, und normalerweise ist der kroatische Staatspräsident in aufgeräumter Stimmung, summt leise englische Pop Songs vor sich hin und wiegt sich fast unmerklich in den Hüften, was zu seinem unauffälligen Make-up passt [...]; Tuđman ist gegen eine Frau geknallt, eine, die behauptet, Bos-

---

<sup>265</sup> Diener: Ein Krieg ist ein Krieg, ein Arbeitslager ist ein Arbeitslager.

<sup>266</sup> Nadj Abonji: Tauben fliegen auf, S. 157.

<sup>267</sup> Ebd., S. 157-158.

nierin zu sein, eine, die alle Staatschefs des ehemaligen Jugoslawiens für besessen hält[...].<sup>268</sup>

Die andere Küchenhilfe, Dragana, vertritt eine Perspektive, die nicht an die konstruierte Unvereinbarkeit zwischen den vormals durchgemischten Ethnien glaubt. Sie verweist auf die manipulativen Politiker, die sich immer nach dem Wind richten: „und plötzlich ist jeder Politiker religiös, ausgerechnet!, sagte Dragana zu mir, die waren bis vor kurzem alle noch Kommunisten“<sup>269</sup>, um sogleich in ihrer bodenständigen Art ihre unkomplizierte Perspektive auf ‚gemischte‘ Ehen zu erläutern: „sie jedenfalls sei mit einem Muslim verheiratet, der esse sogar Schweinefleisch, ab und zu, wenn sie es gut zubereite“<sup>270</sup>

In Zusammenhang mit der Theorie wird in voranstehenden Zitaten deutlich, dass die Autorin sich gegen essentialisierende nationale Einteilungen und Abgrenzung wendet und sowohl deren Absurdität als auch deren tödliche Auswirkungen deutlich macht.

## 5.7. Emanzipation durch Artikulation

Wie schon weiter oben ausgeführt, befindet sich Ildis Identitätskonstitution in einem Konfliktfeld zwischen verschiedenen Positionen. Einerseits ist sie mit verkürzenden und oftmals rassistischen Zuschreibungen von außen konfrontiert, die sie zu internalisieren neigt: Vor allem von ihrer Rolle des ‚Fräuleins‘ im Café bestimmt, ist sie auf eine Position festgelegt, aus der heraus sich für sie wenig Handlungs- und Artikulationsmöglichkeiten bieten. Diese Unsicherheit sich auszudrücken findet ihre literarische Entsprechung in den Klammern – der Ort im Schriftbild des Textes, an dem Ildis eigene Gedanken und Meinungen Platz finden: „(ich, die Vater nicht sagen kann, dass sie immer noch am Suchen ist, weil das für Vater ein Reizwort ist [...])“<sup>129</sup>.

Es dauert im Roman lange, bis Ildi ihre Gefühle und auch ihre Wut explizit äußert. Ein Angelpunkt ist ein Vorfall in der Herrentoilette, als jemand – offensichtlich absichtlich – die Wände und das Klo mit seinen Fäkalien beschmiert hat. Ildi Gedanken überschlagen sich, als sie mit der Szenerie konfrontiert ist:

---

<sup>268</sup> Ebd., S. 223.

<sup>269</sup> Ebd.

<sup>270</sup> Ebd.

Eine verschissene Klobrille eine Männerunterhose, die neben der Kloschüssel liegt, die gemaserte Wand, die nicht mehr weiss, sondern mit Scheisse verschmiert ist [...] – ich schaue, ich warte, gleich wird etwas passieren, mein Herz wird rasen, so schnell, dass ich seinen pochenden Rhythmus an den Schläfen spüren werde, zwischen meinen Schulterblättern wird ein ganz bestimmter Punkt wüten, ein stechender Schmerz, der mir den Atem verschlagen wird, ich warte [...], aber sonst passiert – nichts.<sup>271</sup>

Immer noch scheint ihre passive Art jeglichen Ausbruch starker Emotionen zu verhindern. Keine rasende Wut bricht über sie herein, ihre Gefühle werden nicht verbalisiert, nach außen hin verkörpert sie Stille und Versteinerung. Als sie sich daran macht die Sauerei aufzuwischen, sieht sie plötzlich ihre Reflektion im Spiegel – „und jetzt der unausweichliche Gedanke: Wir sind ein Herz und eine Seele geworden, ich und das Fräulein“<sup>272</sup>.

Nun ist der Zeitpunkt gekommen, an dem Veränderung möglich wird. Auch die ungewohnt explizite Schilderung der Exkremente fungiert als Zeichen Ildis Unvermögens, diese Episode einfach als eine weitere Demütigung hinzunehmen und runterzuschlucken, denn „es fällt mir nichts ein, was die verschmierte Wand zu einem Missgeschick werden lassen könnte, und weil mir nichts Beschwichtigendes einfällt, ziehe ich die Handschuhe aus, werfe sie auf den Boden; [...] deshalb will ich kein Plastik zwischen mir und der Scheisse haben;“<sup>273</sup>

Auch Ildis aufgestaute Wut gegenüber der sittsamen braven Kleinstadt und ihren Bürger\_innen bricht endlich heraus und im Putzen „verwandelt sich [die Scheisse] in braune Schmiere, ein Dorf, eigentlich eine Kleinstadt“<sup>274</sup>, die Ildi an die Spießigkeit und Verlogenheit erinnert, die ihr immer wieder begegnet ist. Sie will nicht mehr relativieren, nicht mehr an diejenigen denken, die ihnen aufrichtig und offen begegnet sind –

[...]ich will vergessen, dass es noch andere gibt, weil ich einen eindeutigen Hass empfinden will gegen jemanden, der uns gestern so unmissverständlich seinen Hass gezeigt hat, das war doch eine Kriegserklärung, [...] ich will gegen uns sein, gegen unseren Fleiss, unser andauerndes Bemühen, noch besser zu werden, ich, die meinen Lehrer nicht hören will, der sagt, dass er nichts gegen Ausländer habe, bei ihm zähle einzig und allein die Leistung, [...] der Glaube, dass man mit der eigenen Leistung, mit einer permanenten Leistungssteigerung alles erreichen, die Realität wegschieben kann, die verschissene Unterhose [...].<sup>275</sup>

Der Damm scheint gebrochen und der Zeitpunkt gekommen, an dem Ildi erkennt, dass sich etwas ändern muss. Sie erwägt das Ausziehen und Weggehen als ernsthafte Option. Sie will ihr altes Leben hinter sich lassen und

mit allem aufhören, mit dem Studium, meinem Russischkurs, den Samstagabenden im Wohlgroth, vor allem aber aufhören mit der Arbeit hier, im Mondial, verschwinden aus die-

---

<sup>271</sup> Nadj Abonji: Tauben fliegen auf, S. 280.

<sup>272</sup> Ebd., S. 281.

<sup>273</sup> Ebd., S. 282.

<sup>274</sup> Ebd., S. 283.

<sup>275</sup> Ebd., S. 289.



ser Gemeinde, das nette Fräulein endlich abschütteln (vielen Dank und auf Wiedersehen!), nicht immer ähnlicher werden, der Tapete, dem Teppich, der Wanduhr, der Vitrine [...].<sup>276</sup>

Hier wird die Weigerung deutlich, sich bis zur Selbstaufgabe immer weiter anzupassen. Eine Weigerung, die auch mit Ildis Eltern zu tun hat, von denen sie sich Loslösen will sowie von deren Art sich zu ‚integrieren‘ und alles stillschweigend zu erdulden. Der Auszug von Zuhause in eine Wohnung, die die Eltern mit Unglauben betrachten – „so haben wir gelebt vor fünfundzwanzig Jahren, als wir in die Schweiz gekommen sind, wie kannst du nur?“<sup>277</sup> – wird für Ildi zu einem ersten Schritt in eine neue Freiheit. In der neuen, großen Stadt lebt sie mitten im Zentrum, aber gleichzeitig auch direkt neben einer Autobahn – Zentrum und Peripherie vereinen sich hier vor ihrem Fenster: „meine winzige Wohnung liegt an der sogenannten West-Tangente, tausend Autos und hundert Lastwagen fahren stündlich an mir vorbei“. Und auch hier reflektiert sie über Ost und West, zwei Räume, die sich in ihr vereinigen – „warum eigentlich ‚West-Tangente‘, wenn die Autos von Westen kommen und Richtung Osten fahren, beim Autofahren denkt man doch immer in Fahrtrichtung, oder?“<sup>278</sup>

Wie schon in Passagen im Wohlroth, platziert sich Ildi gerne an Orten mit Blick auf Zugleise, Straßen und Bahnhöfe – Bilder, die Bewegung und keinen Stillstand implizieren. Ein Schritt, der auf einen Aufbruch verweist – „raus ‚aus dem halbierten Leben‘, hinein in eine multikulturelle, amorphe Identität“<sup>279</sup>.

## 5.8. Polyphonie

Der Roman „Tauben fliegen auf“ scheint zusätzlich von anderen Kunstformen beeinflusst zu sein. Melinda Nadj Abonji ist nebst ihrer Arbeit als Schriftstellerin auch als Musikerin und Spoken-Word-Künstlerin tätig. Ein Einfluss, der sich auch in ihren Texten widerspiegelt, die stark von Rhythmus und Musikalität geprägt sind.

In einem Interview mit Ina Bösch beschreibt sie sich selbst folgendermaßen: „Ich würde mich gern als Dichterin bezeichnen, mir gefallen die Worte dicht, nicht ganz dicht sein,

---

<sup>276</sup> Ebd., S. 293-294.

<sup>277</sup> Nadj Abonji: Tauben fliegen auf, S. 294.

<sup>278</sup> Ebd., S. 302.

<sup>279</sup> Birrer, Sybille: Zärtlichkeit und Wut. Melinda Nadj Abonjis Roman „Tauben fliegen auf“ erzählt von doppelter Fremdheit. In: Neue Zürcher Zeitung, 2.10.2010.  
<http://www.nzz.ch/aktuell/startseite/zaertlichkeit-und-wut-1.7776185> (25.11.2012)

dichten, andichten. Als Mehrsprachige bin ich nicht ganz dicht, poetisch gesagt bin ich durchlässig für Fragen, die sich oft nicht beantworten lassen.“<sup>280</sup>

In ihren Wortspielereien weist sie hier meines Erachtens auch auf die Vielstimmigkeit ihres Schreibens hin sowie auf die Durchlässigkeit in der sich unterschiedliche Geschichten überlagern. So ist „Tauben fliegen auf“ ein Roman, der viele verschiedene Stimmen hören lässt. Der spezielle Stil Nadj Abonjis, der sich vor allem durch ihren äußerst spärlichen Einsatz von Punkten, dafür einer überbordenden Zahl von Beistrichen auszeichnet, bewirkt, dass unterschiedliche Erzählungen und Perspektiven sich durchmischen. In ihrem Textfluss werden atemlos Gedanken, Assoziationen und direkte Reden miteinander verwoben. Es gibt kaum Anführungszeichen, sodass man als Leser\_in oftmals nicht ganz sicher sein kann, von wem eine bestimmte Aussage stammt, bzw. ob es sich um eine direkte Rede oder um einen Gedanken handelt.

In einem Interview mit der Zeitung „Schweizer Monat“ erläutert Melinda Nadj Aboni ihre Schreibweise: „Satzzeichen sind das musikalische Element der Sprache, deswegen muss man mit ihnen vorsichtig umgehen, sie so einsetzen, dass keine Fehltöne und Brüche entstehen, wo man sie nicht brauchen kann. Es ging mir darum, dass das eine ins andere hinüberfließt: Überlegungen, Beobachtungen, direkte Rede...“<sup>281</sup> Diese *Hybridität* an Stimmen führt zu einer Vielstimmigkeit, die unterschiedliche Perspektiven vermischt und nebeneinander bestehen lässt. Im folgenden Zitat spezifiziert die Autorin nochmals die Philosophie hinter ihrem Stil:

Gerade Anführungszeichen setzen ab, unterbrechen, ordnen. Wir nehmen die Welt sinnlich ja auch zunächst nicht geordnet auf, sondern sie prasselt in vielen verschiedenen Tönen auf uns ein. Wenn ich das literarisch nachempfinden will, so kann ich keinen polierten Text schreiben, wie er in einem Schulbuch steht. Manchmal verliert man eben die Orientierung – der Leser muss dann selbst ordnen und verstehen.<sup>282</sup>

Der Roman gibt auch der Form des mündlichen Erzählens mehr Platz, so finden sich immer wieder Geschichten, die in quasi mündlicher Form wiedergegeben werden: Die Oma, die den Kindern die Geschichte ihrer Eltern erzählt; Rosza, die der fortgegangenen Nichte Csilla ihre eigene, erste, unglückliche Liebesgeschichte erzählt, um sie zum Zurückkommen zu bewegen.

---

<sup>280</sup> Boesch, Ina: Die Radiojournalistin und Sachbuchautorin Ina Boesch über Melinda Nadj Abonji.

<http://www.masterplanet.ch/page/67> (10.01.2013)

<sup>281</sup> Wiederstein: Die Anti-Pointen-Autorin.

<sup>282</sup> Ebd.

Außerdem werden die unterschiedlichen Sprachen, die im Roman thematisiert sind, auch im Schriftbild wiedergegeben. So finden sich ganze Satzteile auf Ungarisch, Englisch, Schwyzerdütsch sowie in einer Art ‚Pidgeon‘-(Schwyzer-)Deutsch, wenn die Eltern zitiert werden: „*Hülye csíny*, sagt Vater. Was?, frage ich. Und Vater übersetzt, weil er glaubt, ich hätte die ungarische Wendung nicht verstanden, ein *Streik*, ein dummer *Kinderstreik*, sagt er, Streich, antworte ich [...]“<sup>283</sup>. In einer anderen Passage beschreibt Ildi feinfühlig, wie es sich mit der Unübersetzbarkeit bestimmter Sätze verhält und überträgt diese Unübersetzbarkeit auch auf die Lebenssituation Eltern:

(Und wenn es möglich wäre, Vaters Wendungen in die andere Sprache, ins Deutsche zu überführen, dann könnte ich ihm zeigen, dass ich seine Art, sich fluchend oder schweigend mitzuteilen, verstehe. Wenn nämlich bereits ein Wort keine Entsprechung findet, wie soll dann ein halbes Leben in der neuen Sprache erzählt werden?[...])<sup>284</sup>

In Bezug auf die Tatsache, dass sie nicht in ihrer Muttersprache schreibt und befragt auf die Rolle der Mehrsprachigkeit in ihrem Schreiben, antwortet Nadj Abonji folgend:

Ich bin weder im Ungarischen noch im Deutschen hundertprozentig zu Hause. Das ist für mich keine Bedrohung, im Gegenteil: Ich lebe davon, dass ich mir nie ganz sicher bin. Diese Unsicherheit treibt mich auch an. Ich bewege mich in einem Spannungsfeld zwischen Kraft und Unsicherheit. Ich stelle meine Sprache ständig in Frage, und wenn man etwas in Frage stellt, verliert man den Boden. Ich kann mir gar nicht vorstellen, ohne diese Unsicherheit zu schreiben. Am Anfang jeder Sprache stehen die Unsicherheit und das Experiment.<sup>285</sup>

---

<sup>283</sup> Nadj Abonji: Tauben fliegen auf, S. 100.

<sup>284</sup> Ebd., S. 165.

<sup>285</sup> Loacker, Susanne und Martin Vetterli: „Bedrohlich wird es erst, wenn die Leute nicht mehr reden“ In: Beobachter, 6.01.2011, 1 (2011)  
<http://www.beobachter.ch/justiz-behoerde/auslaender/artikel/kulturelle-integration%20bedrohlich-wird-es-erst-wenn-die-leute-nicht-mehr-reden/> (25.01.2013)



## 6. Julya Rabinowich „Spalkopf“

### 6.1. Inhaltlicher Abriss

Im Roman „Spalkopf“ wird die Auswanderung einer jüdischen Familie beschrieben, die aufgrund der antisemitischen Stimmung von St. Petersburg nach Wien emigriert. Die Autorin Julya Rabinowich beschreibt die Kernthemen ihres Romans folgend:

Auf einer Ebene geht es um die Entwurzelung einer jüdischen Familie und deren Umtopfung, Zerfall und Neudefinition. Der Migrationsprozess ist allerdings nicht der einzige Konflikt, den diese Familie zu bewältigen hat. Da gibt es Mitgebrachtes und Neugewonnenes. Manchen Dingen entkommt man mit einem Ortswechsel nicht. Auf der anderen Ebene geht es um Verdrängung, Verdrängungsmechanismen und Folgen der Verdrängung. Und alle drei Themen sind natürlich miteinander untrennbar verbunden.<sup>286</sup>

Mischka, die homo-diegetische Ich-Erzählerin, führt die Leser\_innen durch verschiedene Zeiten und Orte ihrer (Familien-)Geschichte. Sie schildert detailliert und bildhaft ihre Kindheitserinnerungen an eigenwillige und belustigende Bewohner\_innen der russischen Kommunalwohnung sowie an Festessen der Großfamilie, die sich nochmals versammelt bevor die große Emigration einsetzt, die alle an unterschiedliche Orte verschlagen wird: „Wie die geballte Urmaterie vor dem Big Bang konzentriert sich die Familie jetzt um den riesigen Piratentisch: die einen werden nach Amerika fliegen, die anderen nach Israel versprengt werden, manche nach Südafrika und Japan, und wir werden bald unsere Galaxie um die sich stetig drehende Sonne Österreichs bilden [...]“<sup>287</sup>

Die Kernfamilie Mischkas – ihr Vater Lev und ihre Mutter Laura, die beide Künstler\_innen sind sowie die Großmutter Ada fliegt nach Wien. Ein Faktum, das Mischka nicht mitgeteilt wurde: „Ich bin überzeugt von der Richtungsangabe meiner Eltern: wir befinden uns auf einer Urlaubsfahrt Richtung Litauen. Kurz vor der Landung entstehen darüber Meinungsverschiedenheiten: ein anderes Kind ist nicht von der fixen Idee abzubringen, dass wir nach Wien fliegen. Ich soll Unrecht behalten.“<sup>288</sup>

In Österreich angekommen, muss sich die Familie mit der Trennung von Heimat und Verwandten sowie dem Erlebnis der Entortung zurechtfinden, was sich für alle Beteiligten zu einer Odyssee entwickelt, die von Erfahrungen der Identitätsverunsicherung und Verdrän-

---

<sup>286</sup> Schilly: „Dann hätten wir bald viele Würstelstand-Literaten“.

<sup>287</sup> Rabinowich: Spalkopf, S. 15

<sup>288</sup> Ebd., S. 8.

gung geprägt ist. Ohne die Fixpunkte des früheren Lebens, die einen definieren, beschreiben sie eine Gratwanderung, die von dem Zwiespalt gekennzeichnet ist, entweder an der alten Heimat festzuhalten oder die Möglichkeit wahrzunehmen, an einem neuen Ort anzukommen und dort die eigene Identität weiterzuentwickeln und zu festigen.

Während in der ersten Hälfte des Romans die Kindheit Mischkas und die ersten Andockungsversuche an die neue Heimat geschildert werden, dreht sich der letzte Teil um die Situation Mischkas als junge Erwachsene. Der Übergang vom Kind zur Erwachsenen erweist sich für sie als schwieriger Weg, gesäumt von Essstörungen und Rebellionsversuchen. Ihre Bemühungen, sich von der Familie zu emanzipieren erweisen sich als umso problematischer, als der Vater auf seinem ersten Besuch in der russischen Heimat unerwartet stirbt und Mischka durch diesen Umstand eine Reihe von Neurosen entwickelt.

Die Zeit, die im finalen Teil des Romans behandelt wird, ist dennoch eine Zeit, die von der nicht immer freiwilligen Loslösung der Familienbande geprägt ist. So stirbt neben dem Vater auch die Großmutter Ada, die mit einer erdrückend kontrollierenden Zuneigung über die Familie in Wien gewacht hat. Zugleich wird in diesem Teil auch die erste Beziehung Mischkas, ihre Schwangerschaft und die Geburt ihrer Tochter geschildert.

Am Ende des Romans reist Mischka das erste Mal seit ihrer Emigration zurück nach St. Petersburg – es scheint zu einer Art Versöhnung mit der Emigrationsvergangenheit zu kommen.

In Hinblick auf die Narration des Romans ist hier noch zu vermerken, dass die Erzählperspektive in „Spaltkopf“ changiert. Dies geschieht einerseits zwischen der Kind- und Erwachsenenperspektive der Protagonistin, andererseits wechselt der Roman auch zwischen der homodiegetischen Erzählinstanz (Mischkas Ich-Perspektive) und einer polyphonen auktorialen Erzählinstanz: dem Spaltkopf. Auf diesen Punkt wird im Kapitel 6.6. noch näher eingegangen.

## 6.2. Identitätskonflikte und das Motiv der Spaltung

In „Spaltkopf“ ist die Ablösung vom Heimatland und das Ankommen an einem neuen Ort ein zentrales Thema ebenso wie die daraus resultierende Frage der Verortung. Julya Rabinowich interessiert sich in ihrem Roman unter anderem dafür, was eine Emigration für die Identitätskonstitution eines Menschen bedeuten kann. Welche Auswirkungen hat das – oftmals erzwungene – Verlassen des Heimatlandes?

In „Spaltkopf“ verursacht die Emigration einen Bruch im Leben der Familie, sie sind geprägt von ihrem *displacement* – einem Zustand dem nicht so schnell beizukommen ist, denn „[d]ie Emigration ist ein langwieriger Prozess, der widersprüchlich, nämlich abrupt beginnt, wie der Ausbruch einer Krankheit oder die Zeugung eines Kindes“<sup>289</sup>.

Der Identitätskonflikt der Figuren zieht sich in „Spaltkopf“ über unterschiedliche Ebenen, vom Titel über die Thematik bis in die Sprache und Stilistik hinweg und findet dort seine Repräsentation in den immer wiederkehrenden literarischen Bildern des Aufspaltens und Zerreißens sowie in Schilderungen des Transitorischen. Schon der Beginn des Romans markiert den Topos des Unterwegs- bzw. Dazwischen-Sein: die Protagonistin befindet sich auf einem Schiff, zwischen zwei Ländern, im neutralen Niemandsland des Meeres. Sie ist schwanger und auch dieser Zustand markiert eine transitorische Position.

In Bezug auf das Motiv der Abspaltung ist folgendes Zitat bezeichnend in dem die Ich-Erzählerin Mischka ihr Verhältnis zum Emigrationsland schildert: „Abgebissen wirkt der Küstenstreifen, man kann die Schichten seines Fleisches gut erkennen. Abgebissen fühle ich mich auch, denn das Land, aus dem ich kam, hängt nicht an mir und ich nicht an ihm. Keine Fasern verbinden mich mehr damit.“<sup>290</sup> Eine Aussage, die gleichzeitig als Paradoxon betrachtet werden kann, beschreibt der Roman selbst ja den andauernden und schwierigen Ablösungsprozess vom ‚ursprünglichen‘ Heimatland.

In Österreich angekommen ist Mischka jedoch schnell „vom Westen überzeugt“<sup>291</sup>, die Emigration scheint sie zu verdrängen, so kann sie sich „Jahre später noch [...] kaum daran erinnern, nicht hier geboren worden zu sein“<sup>292</sup>. Mischka möchte auf- und angenommen werden, zu diesem Zweck ist sie auch bereit andere Minderheiten zu meiden, um nicht mit

---

<sup>289</sup> Rabinowich: Spaltkopf, S. 39.

<sup>290</sup> Ebd., S. 7.

<sup>291</sup> Ebd., S. 9.

<sup>292</sup> Ebd.

diesen in einen Topf geworfen zu werden. So legt sie gegenüber den anderen ‚Migrantenkindern‘ eine ablehnende Haltung an den Tag:

Ich setze meine letzte Kraft darauf ein, schnell besser Deutsch zu sprechen als die anderen, und nütze jede Gelegenheit, mich von ihnen zu distanzieren. Im Verlauf meiner Schullaufbahn werde ich erbitterter Minderheitenhasser. Ich will meine Verachtung mir selbst gegenüber möglichst billig an andere abstoßen.<sup>293</sup>

An dieser Stelle werden wiederum die Parallelen zu Frantz Fanons Beschreibungen offensichtlich, die sich mit Mechanismen der Internalisierung von Zuschreibungen beschäftigen.

Das Nicht-Verortet-Sein erweist sich in ‚Spaltkopf‘ über lange Strecken als problematischer Lebenszustand. Diesen Umstand hat auch Eva Hausbacher in einem Artikel genauer beschrieben, worauf folgend in einem kurzen Exkurs eingegangen werden soll.

Hausbacher thematisiert in ‚Die Welt ist rund. Transnationale Schreibweisen in der zeitgenössischen Migrationsliteratur (Marija Rybakova, Julya Rabinowich)‘<sup>294</sup> die Unterscheidung zwischen Emigrationsliteratur und ‚Migrationsliteratur‘. Sie ordnet Rabinowichs Roman hierbei der Emigrationsliteratur zu, die am Ursprungsland orientiert ist und weder den Zustand des ‚In-Between‘ als positiv empfindet noch die Loslösung von nationalen Parametern bewerkstelligt. So beschreibt Rabinowich zwar ‚Raum, Zeit und Erinnerungsbrüche[], ausgelöst durch das displacement der Emigration‘, Merkmale die laut Hausbacher auch typisch für die transkulturelle ‚Migrationsliteratur‘ sind, jedoch ‚[fehlt] [d]ie Transformierung dieser Erfahrungen in ein positives Verständnis transkultureller Kondition [...], die Entwurzelung wird als schmerzvoller Prozess und traumatische Erfahrung beschrieben‘<sup>295</sup>. Ferner attestiert Hausbacher Rabinowich eine mangelnde transkulturelle Erzählweise, da Schilderungen positiver Hybriditätserfahrungen fehlen: ‚Auch auf der ästhetischen Ebene werden die bruchstückhaften Erzählfragmente niemals in Figuren der Hybridität oder Ambivalenz überführt, wie sie im postkolonialen Diskurs als Strategien der Überwindung kultureller Dichotomien und Hierarchien beschrieben werden.‘<sup>296</sup>

Ich stimme Eva Hausbacher zwar in ihrer Analyse zu, dass die Emigration im Roman stark problematisiert wird. Jedoch bin ich nicht mit ihrer Schlussfolgerung einverstanden, die Protagonistin aus ‚Spaltkopf‘ als Beispiel einer Figur vorzustellen, die – begründet in ihrem mangelnden Zugehörigkeitsgefühl zu zwei Kulturen – nicht transkulturell erscheint.

---

<sup>293</sup> Ebd., 65.

<sup>294</sup> Hausbacher, Eva: ‚Die Welt ist rund‘. Transnationale Schreibweisen in der zeitgenössischen Migrationsliteratur (Marija Rybakova, Julya Rabinowich). In: Germanoslavica 1-2 (2010), S. 27-42.

<sup>295</sup> Hausbacher: ‚Die Welt ist rund‘, S. 29.

<sup>296</sup> Ebd., S. 29.



Dass der, durch die Migration ausgelöste Zustand des ‚In-Between‘ nicht unbedingt als bereichernde ‚hybride und oszillierende Mehrfachidentität‘ beschrieben wird, widerspricht meinem Erachten nach nicht einer möglichen Einordnung in die transkulturelle ‚Migrationsliteratur‘.

Als transkulturell ist die Protagonistin in ‚Spaltkopf‘, so denke ich, gerade dadurch zu bezeichnen, dass sie sich nicht durch eine Nation oder eine Kultur geprägt versteht. Die ‚alte Heimat‘ in die man zurückkehren könnte, gibt es nicht mehr – außer als Sehnsuchtsort im Kopf. Und auch die ‚neue Heimat‘ wird mit einer Skepsis betrachtet, die zum Teil zwangsläufig daraus entsteht, dass man vom Umfeld als ‚fremd‘ definiert wird.

Die (mögliche) Problematik einer Migration nicht auszusparen, halte ich für höchst legitim, vor allem in Anbetracht der Kritik an den *Postcolonial Studies*, die beanstandet, dass die Theorie teilweise zu einer Hochstilisierung und einem zu positiven Blick auf Migrationssituationen neigt und dabei die realen Nöte vieler Migrationsgeschichten übersieht. Nach Hausbachers Definition kämen für eine transkulturelle ‚Migrationsliteratur‘ vor allem solche Texte in Frage, die eine freiwillige und unpolitische Migration thematisieren, wie dies etwa bei Rybakova der Fall ist.<sup>297</sup> Ein Ansatz der, so denke ich, wichtige Stimmen überhören könnte.

### **6.3. Unterschiedliche Perspektiven: Eltern-Kind Konflikte**

Dennoch ist Hausbacher darin recht zu geben, dass die Akzeptanz der neuen Situation für die Familie schwer vonstattengeht. Die Eltern sowie die Großmutter dienen als Repräsentanten einer Emigrationsgesellschaft, deren Situation von einem Blick zurück geprägt ist: „Wie ein bolschewistisches Bollwerk trotzen sie den Spielregeln der Neuen Welt, ohne auf meine Dolmetschdienste und Orientierungshilfen verzichten zu können“<sup>298</sup>. Mischka fungiert als Übersetzerin und Vermittlerin zwischen den Welten – zwar befindet auch sie sich zwischen zwei Welten, jedoch fällt es ihr, als Kind, leichter sich im neuen Land zurechtzufinden.

Die Metaphorik des ‚Risses‘ bahnt sich ihren Weg nun auch in die Familiendynamik: „Mich spreizt es immer bedenklicher. Die Kontinenttafeln, auf denen ich mit je einem Bein

---

<sup>297</sup> Vgl.: Ebd., S. 31.

<sup>298</sup> Rabinowich: Spaltkopf, S. 71.

stehe, driften auseinander und ich stelle bedauernd fest, keine Meisterin des Spagats zu sein<sup>299</sup>.

Das Dilemma der Familie liegt auch in ihrer eigenen Mitte, so viele Konflikte haben sich im familiären Unterbewusstsein angesammelt, dass jede\_r in der Familie alleine leidet und ihre Kontaktversuche untereinander nicht mehr fruchten. Die Kommunikation untereinander beginnt fehlzuschlagen: „Wir alle wehren uns gegen die Sprache, uns allen geht die Luft aus. Wenn keine Taten mehr bleiben, fehlen die Worte. Wir verstummen.“<sup>300</sup>

Die Position von Laura, Mischkas Mutter, wird von der neuen Erzählinstanz des Spaltkopfs folgendermaßen beschrieben: „*Traurig ist sie, sagt der Tochter aber nichts, zu tief sitzt der eigene Verlust. Zu ruckartig geschah der Riss. [...] Sie hofft darauf, am neuen Land anwachsen zu können. Dann wieder quält sie die Vorstellung, es könnte sich nahtlos um sie schließen und sie auslöschen.*“<sup>301</sup>

Während die restliche Familie in ihrer Wiener Wohnung, die wie aus St. Petersburg geschnitten wirkt, auf ihrer russischen Lebensweise beharrt, traut Mischka sich in die neue Welt hinaus. Der schwierige Aufbruch in ein selbstbestimmtes Leben, der im Kapitel ‚Baba Yaga Girl‘ beschrieben wird, beginnt sehr symbolhaft mit dem Abschied Mischkas vom Vater, der das erste Mal zurück nach Russland reist. Das Motiv der Abspaltung und der Grenze hat sich nun bis tief in die Familie hinein gezogen:

Ich strecke die Arme nach ihm aus, in einer seltsamen plötzlichen Regung, die ich mir nicht erklären kann. Es ist, als würde ich versuchen, einen undurchquerbaren Raum zu falten, um zu ihm zu gelangen. In diesem Augenblick weiß ich, dass er nicht zurückkommen wird, dass ich ihn nie wieder sehen werde.<sup>302</sup>

## 6.4. Zuschreibungen

In Bezug auf die Analyse von Fremdzuschreibungen findet man in „Spaltkopf“ weniger Verhandlungen davon als in den anderen Primärtexten, was sich vielleicht auch aus der eher psychologisch-introspektiven Perspektive des Romans erklären lässt. Dennoch finden sich auf zwei unterschiedlichen Ebenen Beschreibungen von Fremdrepräsentationen.

---

<sup>299</sup> Ebd.

<sup>300</sup> Ebd., S. 104.

<sup>301</sup> Ebd., S. 58.

<sup>302</sup> Ebd., S. 117.

Eine Konfrontation mit einem bis dahin unbekanntem Teil der eigenen Identität findet noch während Mischkas Kindheit in St. Petersburg statt. In den 70ern beginnt die antisemitische Stimmung in der Sowjetunion um sich zu greifen und macht das Leben für Mischkas Familie zunehmend beschwerlicher. Eines Tages erlebt Mischka das erste Mal bewusst eine Negativzuschreibung aufgrund ihrer jüdischen Abstammung, ein Faktum, das ihr bis dahin nicht einmal bewusst ist: Ihr bester Freund Schenya, dessen Eltern brave Parteimitglieder sind, darf plötzlich nicht mehr mit ihr ins Kino, da er nicht mit Juden spielen darf.<sup>303</sup> In naiv-humoristischer Art nimmt Mischka diese Zuschreibung anfänglich einfach nicht an: „»Wer sind Juden eigentlich? [...] Ich glaube, ich hab sie mal im Fernsehen gesehen. Die singen und tanzen sehr lustig und haben geschlitzte Augen, oder?«<sup>304</sup>

Die von außen auferlegte ‚Andersartigkeit‘ realisiert sie erst durch die Antwort ihrer Mutter, die ihr mitteilt, dass sie selbst diese Juden seien und Mischka so mit einem neuen Teil ihrer (Familien)Identität konfrontiert.<sup>305</sup>

Rabinowich schildert auch, wie die jüdischstämmige Bevölkerung der Sowjetunion als Sündenbock der Nation herhalten musste und dies aufgrund einer vermeintlich religiösen Zugehörigkeit, die oftmals nur auf dem Papier existierte:

Der für das gesamte Elend seines Landes öffentlich beschuldigte Jude hat oft außer seinem Nachnamen und dem Eintrag ‚Jude‘ im Pass nichts, das ihn mit seiner Herkunft verbindet. Juden sind schuld an politischen Schlappen, an schlechten Ernten, zu kurzem Urlaub und auch daran, dass der Wodka im Kiosk schon wieder aus ist.<sup>306</sup>

In anderen Passagen wird auch auf die unterschiedlichen ‚Klassifikationen‘ der Migrant\_innen eingegangen: „Die uniformlose Klasse identifiziert mich sofort als Außenseiterin. Im Unterschied zu den türkischen und jugoslawischen Kindern habe ich zwar keine Rotte und keine gemeinsame Sprache, hinter der ich mich verstecken könnte, dafür aber den höheren sozialen Status als Exotin.“<sup>307</sup> Hier wird eine Hierarchie zwischen Migrant\_innen angesprochen, wie sie auch in Grjasnowas Roman „Der Russe ist einer, der Birken liebt“ thematisiert wird.

---

<sup>303</sup> Vgl.: Ebd., S. 52.

<sup>304</sup> Ebd., S. 53-54.

<sup>305</sup> Vgl.: Ebd., S. 54.

<sup>306</sup> Ebd., S. 57.

<sup>307</sup> Ebd., S. 65.

## 6.5. Die Frage der Verortung: Fragmentierung und Pluralisierung des Selbst

Schilderungen von *displacement* und Entortung finden sich in Rabinowichs Roman häufig. Einerseits wird in diesem Zusammenhang die Suche nach einer Heimat angesprochen: „Ich werde meine Heimat später hartnäckig suchen, wie ein blöder Hund, den man kilometerweit abtransportiert hat und der beharrlich in die falsche Richtung zurücklaufen möchte.“<sup>308</sup> Gleichzeitig wird jedoch immer wieder die Unmöglichkeit beschrieben, in die alte Heimat zurückzukehren, da es sich um „[e]inen unmöglichen Weg zu einem Ort, der nicht mehr ist, jenseits des Raums und der Zeit, unerreichbar verschwommen in der Vergangenheit“<sup>309</sup> handelt.

In Hinblick auf die Frage der Verortung weisen die Schilderungen Mischkas eine Brüchigkeit und Unbestimmtheit auf. Sie ist noch unterwegs: „Ich habe die Heimreise verweigert, ich bin noch auf der Suche.“<sup>310</sup>

Auch zu dem im Theorieteil besprochenen Zustand des ‚In-Between‘ finden sich in „Spaltkopf“ Parallelen, wenngleich diese Positionierung im ‚Dazwischen‘ unterschiedliche Konnotationen mit sich bringt. So liest man im einleitenden Kurzkapitel von „Spaltkopf“ folgenden Satz: „Wenn ich die Wahl zwischen zwei Stühlen habe, nehme ich das Nagelbrett“<sup>311</sup>. Auf diese Formulierung angesprochen erläutert Rabinowich in einem Interview mit der Tageszeitung „Der Standard“: „Wenn man die Möglichkeit hat, sich dazwischen zu positionieren und keinen fixen Platz zu haben und man womöglich noch neurotisch genug ist, um sich das möglichst schmerzhaft zu gestalten, kann sich daraus auch ein Vorteil ergeben.“<sup>312</sup>

Bei Rabinowich erscheint dieser ‚Zwischenraum‘ somit als ein ambivalenter Ort, der einerseits negative Seiten in sich birgt, auf der anderen Seite jedoch auch neue Möglichkeiten eröffnen kann.

Eine andere Besonderheit des Romans in Zusammenhang mit der Frage der Verortung liegt darin, dass Julya Rabinowich die Problematik und Liminalität der Emigrationssituation mit der liminalen Phase der Pubertät gleichsetzt:

---

<sup>308</sup> Ebd., S. 23.

<sup>309</sup> Ebd., S. 67.

<sup>310</sup> Ebd., S. 131.

<sup>311</sup> Ebd., S. 10.

<sup>312</sup> Schilly: „Dann hätten wir bald viele Würstelstand-Literaten“.

So wie mich zuvor das Heimat- und das Immigrationsland zum Balanceakt zwangen, be-  
gehe ich nun eine Gratwanderung zwischen den Welten der Erwachsenen und der Jugend.  
[...] Diese zweite Immigration trete ich lieber erst gar nicht an. Ich wage den Absprung  
nicht, ich kralle mich am Rand der Kindheit fest [...].<sup>313</sup>

Die Pubertät, die sich als beispielhaft für die Schilderung einer Transition erweist, wird von der Protagonistin in Spaltkopf ebenfalls als extrem problematisch empfunden. Die Verortung im eigenen Körper schlägt fehl, er wird in Mischkas Jugend zum Hassobjekt. So ekelt sie sich vor ihrem eigenen Körper<sup>314</sup> und isst sich eine ‚Schutzschicht‘ an Fett an: „Im Sommer scheuern meine Oberschenkel kleine übel riechende Wunden aneinander. Ich kann keine Kleider und Röcke mehr tragen. Ich verberge mein Allerweiblichstes gekonnt hinter einem Schleier aus Fett, ich lasse mir eine Schürze über die Scham wachsen.“<sup>315</sup>

Der Übergang ins Erwachsenenleben bringt auch die Familiendynamik durcheinander. Die enge Beziehung, die Mischka anfangs zu ihrem Vater Lev hat und die Bewunderung, die sie ihm entgegenbringt zeigt sich in Beschreibungen Levs als „Stammesgründer“, der auf seinem „Thron“ regiert<sup>316</sup> beziehungsweise Mischkas als „Tochter des Häuptlings“<sup>317</sup>. In der Pubertät zerbricht nun die Vater-Tochter Symbiose: „Meine sprießende Weiblichkeit bringt ihn um seinen ersehnten Nachfolgersohn, der ich mich bis dahin mit Erfolg zu sein bemüht habe.“<sup>318</sup>

Der Tod des Vaters macht eine Leerstelle auf, die Mischka in eine neurotische Phase abdriften lässt. Das Gefühl der Haltlosigkeit und Entortung wird bestimmend. Auch die Beschreibungen der Kleidung erweisen sich hier als relevant. Ihr vom Punk geprägter Kleidungsstil scheint auf dem ambivalenten Grat zwischen Identitätskonstitution und Identitätsverunsicherung angesiedelt zu sein. So empfindet die Protagonistin Sehnsucht nach einem neuen ‚Selbst‘, die mit Metaphern der ‚Häutung‘ oder der ‚Entpuppung‘ eines Insekts einhergeht: „Zeitgleich mit meinem Innenleben verschleißten meine Kleider zum schwarzen Gespinst, kunstvoll mit Schere bearbeitet und mit Füßen getreten. [...] Ich will mir die alte Haut abziehen, eine Maske hinter der mein parentief reines Gesicht auf mich wartet.“<sup>319</sup>

---

<sup>313</sup> Rabinowich: Spaltkopf, S. 74.

<sup>314</sup> Vgl.: Ebd., S. 72.

<sup>315</sup> Ebd., S. 75.

<sup>316</sup> Vgl.: Ebd., S. 14.

<sup>317</sup> Ebd., S. 34.

<sup>318</sup> Ebd., S. 71.

<sup>319</sup> Ebd., S. 125.

Fragmentierung und Pluralisierungen des Selbst, die nach Birk und Neumann für postkoloniale Identitätswürfe symptomatisch sind, finden sich auch in „Spalkopf“ wieder<sup>320</sup>: „Mir ist, als hielte ich die Fäden in der Hand, während ich vom blendenden Stroboskoplicht in Scherben zerbreche, bereit, mich immer wieder von Neuem zusammenzusetzen.“<sup>321</sup> Auch die Selbstentwürfe Mischkas weisen auf eine vermischte, hybride Identität hin: „Ich bin eine Promenadenmischung. Meine tanzende Cousine wird mit Baryshnikov auftreten und ich inmitten einer versoffenen Punkhorde auf der Pilgramgasse landen.“<sup>322</sup>

Der Zeit nach dem Tod des Vaters folgt zuerst eine ausschweifende Phase des Feierns, die Rabinowich mit intertextuellen Verweisen auf ‚Alice im Wunderland‘ beschreibt:

Ich bin mir selbst das weiße Kanickel, folge den Pfaden ins Dunkel des Baus und schlage manchmal ängstlich Haken. Wie bei Alice führt der Weg eine lange Zeit steil abwärts. Eine Kopfhälfte kahl rasiert, die andere gefärbt, Hals, Hände, Gedanken befleckt, streife ich ungestraft durch die Wiener Nacht.<sup>323</sup>

Sie ist schwanger von ihrem Freund Franz mit dem sie in ‚idealer‘ Partnerschaft lebt, denn „[e]r will Männer, braucht aber eine Frau. Er braucht mich als Ausrede vor der Welt. Ich brauche ihn als Ausrede vor mir selbst. Wir führen also eine vollendete Beziehung“<sup>324</sup>.

Die Geburt ihrer Tochter scheint ein Tor zu den verdrängten Erinnerungen an die alte Heimat zu öffnen: „Ich träume auf Russisch neuerdings. Ich spüre, wie sich die sperrige Sprache in meinem Mund verkeilt wie Treibholz, wie widerborstige Gefühle Barrikaden errichten zwischen mir und meinem Wiener Schrebergärtchen. Das alte Ich erwacht. Beendet seinen Winterschlaf. Die Kleider sind ihm zu eng geworden, und seine Höhle.“<sup>325</sup>

Ihr Heimatland, das sie fünfzehn Jahre ignoriert hat „steht [...] blöde glotzend vor mir“<sup>326</sup>.

Die nachfolgende Zeit ist von einer Konfrontation mit der Vergangenheit geprägt und löst bei Mischka unterschiedliche Neurosen aus. So ist Mischka unfähig Emotionen zuzulassen und leidet unter einer Zwangsstörung, ständig in den Spiegel blicken zu müssen: „Ich blicke in den Spiegel in den Pupillen meiner Liebhaber, ich blicke in die Zeitungen, ich suche mich in den Werken in Kunstmuseen, in den Fotos meiner Verwandten, im Spiegel der Glasfläche der Bar.“ Der Zwang fruchtet nicht, sie findet sich – einstweilen – nicht.

---

<sup>320</sup> Vgl.: Birk/Neumann: *Go-Between*, S. 121.

<sup>321</sup> Rabinowich: *Spalkopf*, S. 125.

<sup>322</sup> Ebd., S. 69.

<sup>323</sup> Ebd., S. 125.

<sup>324</sup> Ebd., S. 141.

<sup>325</sup> Ebd., S. 144.

<sup>326</sup> Ebd.

Zusätzlich hat Mischka nach der Scheidung von Franz keinen eigenen Raum für sich, da sie wieder bei ihrer Mutter unterkommen muss: „Ich will gefunden werden. Vorläufig muss ich mich gedulden, bis ich eine eigene Wohnung habe. Eine eigene Persönlichkeit. Ein eigenes Leben.“<sup>327</sup>

Der Tod der Großmutter Ada offenbart Mischka ein Familiengeheimnis und -trauma. Sie plant ihre erste Reise zurück nach St. Petersburg, denn „[j]etzt wo ich eine Wohnung gefunden habe, die ich bald beziehen werde, hoffe ich, meine Spiegelsucht einzudämmen, wenn ich durch den großen Spiegel meiner Kindheit gehe.“<sup>328</sup>

Vielleicht ist der Verfasstheit der Protagonistin in Spaltkopf, im Hinblick auf Transkulturalität und *Hybridität*, am besten mit Regina-Maria Knechts beizukommen, die „Spaltkopf“ als „die Geschichte einer mit verschiedenen Traumata besetzten Reise in die Befreiung von fixen Identitäten, eine Befreiung, die das Unterwegssein zur idealen Lebenssituation gestaltet“<sup>329</sup> beschreibt.

## 6.6. Verdrängung und das Motiv der Doppelung

Ein wesentlicher Aspekt in „Spaltkopf“ ist die Thematik der Verdrängung, die sich durch den gesamten Text zieht und sogar „ein eigenes Gesicht, einen eigenen Namen bekommen [hat]“<sup>330</sup>. Regina-Maria Knecht beschreibt in ihrem Artikel „Multikulturelles Wien: Entweder-und-oder-Existenzen in der neuen österreichischen Literatur“<sup>331</sup> den Text als „erzählerische Aufdeckung von einem Familiengeheimnis, das LeserInnen das ganze Narrativ hindurch in seiner abwesenden Präsenz beschäftigt.“<sup>332</sup> Sie weist damit schon auf die Besonderheiten in der Erzählstruktur des Romans hin. So finden sich die Leser\_innen mit zwei unterschiedlichen Erzählinstanzen konfrontiert: ab Seite 20 mischt sich neben die Ich-Erzählerin Mischka plötzlich eine unbekannte Stimme in den Roman ein:

Das Narrativ des Romans wird durch typographisch kursiv hervorgehobene Einschübe unterbrochen, in denen zwar auch Familiengeschichte präsentiert wird, aber vor allem die Ge-

---

<sup>327</sup> Ebd., S. 162.

<sup>328</sup> Ebd., S. 167.

<sup>329</sup> Knecht: Maria-Regina: Multikulturelles Wien: Entweder-und-oder-Existenzen in der neuen österreichischen Literatur. In: Boehringer, Michael und Susanne Hochreiter (Hg.): Zeitenwende. Österreichische Literatur seit dem Millennium 2000-2010. Wien: Praesens 2011, S. 130.

<sup>330</sup> Hausbacher: „Die Welt ist rund“, S. 36.

<sup>331</sup> Knecht: Multikulturelles Wien, S. 119-138.

<sup>332</sup> Ebd., S. 130.

danken und Empfindungen der ProtagonistInnen wiedergegeben werden – und dies aus der Perspektive eines Erzählwesens, das nicht sofort identifiziert werden kann.<sup>333</sup>

In beschwörungsartigen Sequenzen, die viele Wiederholungen beinhalten, kristallisiert sich allmählich eine neue Erzählinstanz heraus. Sie ist allwissend und multiperspektivisch: der Spaltkopf.

Julya Rabinowich beschäftigte sich nebst ihrem literarischen Schreiben auch in einem anderen Bereich mit dem Thema der Verdrängung. So berichtet sie in einem Interview in der Wochenzeitung „Die Furche“ von ihrer Arbeit als Dolmetscherin bei Psychotherapiesitzungen mit traumatisierten Flüchtlingen. Sie erzählt, dass sie bei den betroffenen Klient\_innen oftmals den Prozess der Verdrängung physisch wahrgenommen hat – es verändern sich die Stimme und der Ausdruck, sodass die Personen wie ausgewechselt wirken: „Und das erschien mir so überwältigend, das so ident und immer wieder von vorne zu erleben, dass für mich klar war: Das ist fast wie eine Entität, die im Augenblick die Kontrolle übernimmt.“<sup>334</sup>

Diese Thematik der Verdrängung ist in die Figur des Spaltkopfs eingeflossen. Er ist die auktoriale Erzählinstanz, die dem Vergessenen und Verdrängten der Familie eine Stimme gibt. Nebst Mischkas Perspektive tritt der Spaltkopf als polyphoner Erzähler auf, der die Leser\_innen in die verborgenen Gedanken und Gefühle der Familie einweihet. In ihm sammeln sich vor allem Erfahrungen, die mit der Erschütterung der eigenen Identität zu tun haben. Eine Phrase, die sich als kryptisches, beschwörungsartiges Mantra kontinuierlich durch die Passagen des Spaltkopfs zieht, verweist immer wieder auf zwei Namen.

*Igor. Nicht Israil.*

*Die Zahl ist das Wort und das Wort ist das Wissen*

*und das Wissen ist Macht.*

*Wessen Vaters Tochter bin ich?*<sup>335</sup>

Das Zitat verweist auf die traumatisierende Erfahrung von Ada, der Großmutter Mischkas und Mutter Lauras. Als Repräsentant des Unterbewusstseins werden in der Figur des Spaltkopfs die verdrängten Erinnerungen aufbewahrt: „*Ich kenne das Schreckliche. Es gehört ihr; aber sie hat es mir gegeben: und was ich erhalte, gebe ich nicht mehr her.*“<sup>336</sup>

Gegen Ende des Romans, wenn auch erst im Moment ihres Sterbens, kommt das traumatische Erlebnis der Großmutter wieder an die Oberfläche ihres Bewusstseins: Ada, die ei-

---

<sup>333</sup> Ebd.

<sup>334</sup> Vgl.: Schwens-Harrant, Brigitte: Griechische Tragödien. In: booklet. Die Furche 14 (2011), S. 4.

<sup>335</sup> Rabinowich: Spaltkopf, S. 35.

<sup>336</sup> Ebd., S. 36.



gentlich Rahel heißt, durchlebte als Kind, wie ihr Vater aufgrund seiner jüdischen Herkunft erschossen wurde. Die Unmöglichkeit, diese Situation verarbeiten zu können, führt sie zum Spaltkopf, der Instanz der Verdrängung. Sie verleugnet den Namen ihres Vaters sowie dessen Religion und benennt sich von Rahel Israilowna in Ada Igorowna um. Ihre Erinnerungen und Emotionen an dieses Ereignis hat sie an den Spaltkopf abgegeben – er ermöglicht ihr das Aushalten der Situation, indem er ihr das Vergessen schenkt:

*Sie will das kalte Herz. Dafür braucht sie mich. Ich habe sie von der Angst abgespalten und vom Leben. Zu teuer dieser Moment der Machtlosigkeit, damals in der Scheune. [...] Ich, ihr Spaltkopf werde ihr folgen, werde ihr ihren Schmerz nehmen, ihre Freude und ihr Begehren, werde aufmerksam größer und größer wachsen.<sup>337</sup>*

Das Motiv der Doppelung wurde in den Analysepunkten schon theoretisch umrissen, seine literarische Entsprechung findet es nun in der Erzählinstanz des Spaltkopfs, der als Sammelbecken des familiären Unbewussten fungiert. Die Figur der Duplizität wird so einerseits zur Symbol „für eine unheimliche Entortung jeglicher Vorstellungen von Bekanntem, Vertrautem, Heimischen“ und bezeichnet dabei gleichzeitig den Ort, „wo das, was scheinbar überwunden wurde, in der Gestalt des wiedergekehrten Verdrängten erneut auftaucht.“<sup>338</sup> Nach Elisabeth Bronfen hängt die Figur des Doppelgängers also eng mit dem Gefühl des Unheimlichen zusammen.<sup>339</sup> So erfahren auch die Familienmitglieder eine Art Verdoppelung, indem ihre Geschichte(n) in den Passagen des Spaltkopfs von einer anderen Perspektive erzählt werden, die auch die geheimen und verdrängten Aspekte der Identität beleuchtet.

Die Figur des Spaltkopfs weist überdies Parallelen zu Freuds Konzept des Unheimlichen auf, in welchem die Konfrontation eines Subjekts mit der eigenen Differenz thematisiert wird.<sup>340</sup> Das Unheimliche manifestiert sich als etwas, das einmal heimisch und bekannt war und wiederkehrt, es ist „weder neu noch fremd, sondern etwas allzu Bekanntes, das verdrängt wurde und nun zurückkehrt“<sup>341</sup>.

Unheimlich ist der Spaltkopf auch in der Hinsicht, dass er eine Art mythische Geisterfigur bezeichnet. So taucht er im Roman – nebst seiner Funktion als Erzählinstanz – als ‚Schreckgespenst‘ auf, mit dessen Ankunft Mutter und Großmutter drohen, um die Kinder

---

<sup>337</sup> Ebd., S. 155-156.

<sup>338</sup> Bronfen: Ein Gefühl des Unheimlichen, S. 17.

<sup>339</sup> Vgl.: Ebd., S. 17.

<sup>340</sup> Vgl.: Ebd., S. 16.

<sup>341</sup> Ebd., S. 16.

ins Bett zu bringen. Den Spaltkopf, „der sich von den Gedanken und Gefühlen anderer ernährt“, hat Rabinowich selbst erschaffen, er ist „ein teilnahmsloser Vampir, aufmerksam, unsichtbar, bedrohlich, hat jedoch etwas unangenehm Persönliches, ein privates Ungeheuer, auf meine Familie angesetzt, maßgeschneidert“<sup>342</sup>.

In diesem Zusammenhang soll noch ein weiterer, letzter Aspekt angerissen werden, der den Zusammenhang von Erinnerung und Verdrängung thematisiert. So verweist Bettina Rabelhofer in ihrem Artikel „Trauma. Erinnern. Erzählen“<sup>343</sup> in Bezug auf den Begriff des Traumas auf ein Modell von Pierre Janet, das die Wichtigkeit betont, Erinnerungen narrativ zu entwerfen, da durch dieses Erzählen von Erinnerungen ein Kontinuitätsgefühl in Bezug auf die eigene Identität erzeugt wird.<sup>344</sup> Durch ein Trauma jedoch kommt es zu einer Störung dieser Kontinuitätserfahrung. Rabelhofer beschreibt diese Störung folgendermaßen: „Das Trauma unterbindet das Geschichtenerzählen und damit die Kontinuität in der Entwicklung der Persönlichkeit, die traumatische Erfahrung kann nicht integriert werden, sie wird dissoziiert und fragmentiert das Bewusstsein, was mitunter zu dauerhafter Persönlichkeitsspaltung führen kann.“<sup>345</sup>

Rabelhofer weist in ihrem Artikel u.a. der Literatur den Platz zu, die Verknüpfung von Trauma und Erinnerung zu bearbeiten. Interessanterweise nennt sie in ihrem Artikel das Genre der ‚Geistergeschichten‘ als eines, das dem Thema Erinnerung und Vergessen in die Hände spielt, da dort die Geister wie verdrängte Erinnerungen unvermutet hochkommen können und nach ihrer ‚eigentlichen Zeit‘ herumstreifen. „Der manifeste Spuk in der literarischen Fiktion löst sich zumeist durch die Entdeckung der historischen Wahrheit im symptomatisch Wiederkehrenden: Der Untote darf leblos werden und ist der Zwang der Wiederkehr entbunden.“<sup>346</sup>

Dieser Verweis scheint in Bezug auf den Roman „Spaltkopf“ sehr treffend, da auch die mythische Figur des Spaltkopfs als eine Art Geist entworfen wird und die Eigenschaft aufweist, dann zu verschwinden, wenn er erkannt oder gesehen wird: „«Doch, Mischka,

---

<sup>342</sup> Rabinowich: Spaltkopf, S. 22.

<sup>343</sup> Rabelhofer, Bettina: Trauma. Erinnern. Erzählen. In: newsletter MODERNE 1 (2004), S. 20-25.

<sup>344</sup> Vgl.: Ebd., S. 23.

<sup>345</sup> Ebd.

<sup>346</sup> Ebd., S. 24.

doch!«, sagt meine Mutter. »Du musst ihn sehen. Wenn du ihn sehen kannst, hat er keine Macht mehr über dich.«<sup>347</sup>

Die Instanz des Spaltkopfs scheint ferner eine Art von Alterität zu thematisieren, sozusagen die Differenz, die dem Selbst inne liegt und die es anzunehmen gilt. Diese Beobachtung korrespondiert auch mit Beschreibungen von Birk und Neumann, die konstatieren, dass in neuen Identitätsentwürfen „[d]er Gegensatz von Identität, also Differenz, [...] nicht mehr als das Andere der Identität verstanden [wird], sondern vielmehr [...] die Differenz im Inneren den Identität angesiedelt [wird].“<sup>348</sup> Das Sehen des Spaltkopfs am Ende des Romans steht damit metaphorisch für das Aushalten der Differenz innerhalb der eigenen Identität. Der Blick bannt ihn, er erscheint nicht mehr bedrohlich.

## 6.7. Polyphonie

Julya Rabinowich betätigt sich, wie auch Melinda Nadj Abonji, neben der Literatur ebenfalls in einem anderen künstlerischen Bereich. Sie kommt aus der Malerei und ihre Abschlussarbeit auf der Universität für Angewandte Kunst hat sich aus einer Reihe von Male-reien mit dem Titel „Der Spaltkopf“ zusammengesetzt.

Christa Stippinger, die Leiterin der *edition exile*, beschreibt Rabinowichs literarischen Stil mit Verweis auf deren Hintergrund in der bildenden Kunst: „sie schafft schnelle, sinnliche, originelle vom bildhaften farbsehen der malerin geprägte bilder [...]“<sup>349</sup>. Und wie aus den Titeln ihres Diplomprojekts sowie ihres Debütromans ersichtlich wird, kommt es hier zu einer gegenseitigen Beeinflussung und Durchmischung der unterschiedlichen Kunstfor-men. Im literarischen Stil Julya Rabinowichs und Melinda Nadj Abonjis ist also ebenfalls *Hybridität* durch die Vermischung unterschiedlicher Kunstformen zu verorten.

Auch auf einer anderen Ebene erscheint „Spaltkopf“ meinem Erachten nach als hybrid und polyphon. So eröffnet sich im Roman mithilfe der zwei gegenläufigen Erzählinstanzen ein vielstimmiger Erinnerungsraum. Die Autorin verwehrt sich der Homogenität und Einsei-tigkeit einer Erzählerinstanz – ihr Werk lässt unterschiedliche Stimmen in sich zu Wort kommen.

---

<sup>347</sup> Rabinowich: Spaltkopf, S. 19.

<sup>348</sup> Birk/Neumann: *Go-Between*, S. 126.

<sup>349</sup> Stippinger: „vom schreiben der expatriatrii“, S. 112.



## 7. Olga Grjasnowa „Der Russe ist einer, der Birken liebt“

### 7.1. Inhaltsabriss

Olga Grjasnowa erzählt in ihrem Debüt die Geschichte von Maria Kogan, einer jungen, zynischen und schlagfertigen Frau – mit ‚Migrationshintergrund‘. Ein Ausdruck, den die Protagonistin selbst verabscheut. Sie und ihre Eltern sind als jüdische Kontingentflüchtlinge aus Aserbaidschan nach Deutschland gekommen. Mascha lebt mit ihrem Freund Elias in Frankfurt und ist, wie man als Leser\_in schnell mitbekommt, sehr ehrgeizig und rastlos: Sie spricht fünf Sprachen fließend und kann mit Mitte Zwanzig ein Dolmetscherstudium und Auslandssemester sowie Praktika in Moskau, Brüssel, Wien und Warschau vorweisen. Als der Roman einsetzt, ist sie mit einem Master für Dolmetscherwissenschaften und Arabistik beschäftigt.<sup>350</sup>

In der Jurybegründung für den Klaus-Michael-Kühne-Preis, den die Autorin auf dem Harbour Front Literaturfestival 2012 gewonnen hat, wird diese Berufswahl folgend beschrieben: „Die Autorin hat die Figur einer Dolmetscherin gewählt, um die Kategorie der Nationalität aufzulösen. Ihre Handlung bewegt sich von Baku über Frankfurt/Main nach Israel und Gaza, ohne jemals Gefahr zu laufen, der Nostalgie, dem Folklorismus oder der Wehklage der Exilierten zu erliegen.“<sup>351</sup>

In einer Rezension in der „Neuen Zürcher Zeitung“ kommentiert Jörg Plath humorvoll die Fülle an Themen, die der Roman alleine im ersten von vier Teilen abhandelt.

Eine erfahrene Literaturagentin hätte Olga Grjasnowa wahrscheinlich geraten, aus dem Stoff von ‚Der Russe ist einer, der Birken liebt‘ gleich drei Romane zu machen. Grjasnowa lässt ihre Hauptfigur nämlich als Kind mit den jüdisch-armenischen Eltern vor Pogromen in Baku 1988 nach Deutschland fliehen, wo sie nach anfänglichen Schwierigkeiten eine Eilerschülerin und Karrierestudentin wird, sich gemeinsam mit Migrantenfreunden gegen den alltäglichen Rassismus wehrt und zusehen muss, wie ihr Freund Elias an einer Sportverletzung stirbt.<sup>352</sup>

Plath lenkt in weiterer Folge ein, dass die Themenfülle schon die richtige Entscheidung gewesen sei und beschreibt Grjasnowas Debüt als „ein ziemlich hoctouriges Identitätska-

---

<sup>350</sup> Vgl.: Grjasnowa: Der Russe ist einer, der Birken liebt, S. 31.

<sup>351</sup> N.N.: Olga Grjasnowa gewinnt den Klaus-Michael Kühne Preis 2012.

<http://www.harbour-front.org/beitrag/gewinnerin-des-klaus-michael-kuehne-preises-steht-fest> (10.01.2013)

<sup>352</sup> Plath, Jörg: Hoctouriges Identitätskarussell. Olga Grjasnowas erfrischendes Romandebüt „Der Russe ist einer, der Birken liebt“. In: Neue Zürcher Zeitung, 13.03.2012, S. 21.

<http://www.nzz.ch/aktuell/feuilleton/literatur/hoctouriges-identitaetskarussell-1.15713595> (17.07.2012)

russel“<sup>353</sup>. Und tatsächlich hat die Autorin eine recht manische Protagonistin erschaffen, die Identitäts- und Nationalitätszuschreibungen wortstark zerlegt.

Der Roman besteht aus vier Teilen, wovon die ersten zwei in Deutschland spielen und von Maschas Leben in Frankfurt, ihrer Beziehung zu Elias sowie ihren Freundschaften handeln. Am Ende des ersten Teils stirbt Elias unerwartet und plötzlich aufgrund von Komplikationen nach seiner Sportverletzung. Der zweite Teil thematisiert Maschas Umgang mit Elias' Tod, der sie in eine Depression abgleiten lässt und außerdem dazu führt, dass sich ein traumatisches Erlebnis aus ihrer Kindheit, das mit den Pogromen gegen Armenier in der Berg-Karabach Region zu tun hat, wieder in ihr Bewusstsein drängt. Im dritten Teil reist Mascha nach Israel, einerseits wegen eines Jobs den sie annimmt, andererseits ist es auch ein Versuch den traumatischen Erinnerungen zu entkommen. Doch auch dort kommt sie einer Konfrontation mit ihrer Vergangenheit nicht aus. Der vierte Teil, der sehr kurz ist und eine Art von Epilog darstellt, spielt im Westjordanland.

## 7.2. Zuschreibungen/Othering

Wir sprachen deutsch miteinander, wie zwei perfekt integrierte Vorzeigebürger.<sup>354</sup>

In Grjasnowas Roman, dem zeitlich neusten der drei analysierten Werke, ist auffallend, wie deutlich und explizit auf die Debatten zu Migration und Integration eingegangen wird. In einer Rezension der „Frankfurt Allgemeinen Zeitung“, beschreibt Nicole Henneberg die Protagonistin Mascha als „neue[n] Typus in der deutschen Gegenwartsliteratur: diese leistungsbereite, weltgewandte und bissige junge Frau würde Thilo Sarrazin das Fürchten lehren.“<sup>355</sup> Grjasnowas Protagonist\_innen leben in einer Welt, die stark von Medien geprägt ist und nehmen immer wieder, oftmals auf sehr ironische Art, Stellung zu Schlagwörtern im Diskurs um Zuwanderung und Integration. Bei einem Gespräch über das Fußballtraining ihres Freundes Elias, das Mascha beunruhigt, als hätte sie schon eine schlechte Vorahnung, provoziert dieser sie mit der Frage, ob er denn Migrationshintergrund brauche, um Fußball zu spielen.<sup>356</sup>

---

<sup>353</sup> Ebd.

<sup>354</sup> Grjasnowa: *Der Russe ist einer, der Birken liebt*, S. 57.

<sup>355</sup> Henneberg, Nicole: Hier kommt die neue deutsche Frau. Olga Grjasnowa erzählt in ihrem mitreißenden Debüt „Der Russe ist einer, der Birken liebt“ von einer wütenden jungen Heldin. Mascha ist eine Ausnahme, aber kein Einzelfall. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 48, 25.2.2012, S. 35.

<sup>356</sup> Vgl.: Grjasnowa: *Der Russe ist einer, der Birken liebt*, S. 12.

Maschas Haltung zu diesem Wort ist eindeutig: „Immer wenn ich dieses Wort las oder hörte, spürte ich, wie mir die Gallenflüssigkeit hochkam. Schlimmer wurde es lediglich beim Adjektiv *postmigrantisch*. Vor allem hasste ich die damit zusammenhängenden Diskussionen, nicht nur in der Öffentlichkeit, auch zwischen mir und Elias.“<sup>357</sup>

In Bezug auf den Analysepunkt, der Zuschreibungen und die Mechanismen des *Othering* verhandelt, erweist sich Grjasnowas Roman als sehr ergiebig. Die Protagonistin Mascha findet sich, wie auch schon Ildi aus „Tauben fliegen auf“, immer wieder mit rassistischen und verkürzenden Zuschreibungen sowie mit vereinfachenden Binarismen, die einer ‚Inländer/Ausländer‘-Perspektive verhaftet sind, konfrontiert. In einem Rückblick auf ihre Schulzeit, beschreibt Maria Kogan eine Schulstunde in der „Ausländerkriminalität“<sup>358</sup> diskutiert wird:

Genauer gesagt geht es um den Fall Mehmet: Ein Straftäter dessen Bekanntschaft auch ich nicht hätte machen wollen, aber was genau ihn eigentlich von einem deutschen Kriminellen unterschied, abgesehen davon, dass er zwar in Deutschland geboren, in München aufgewachsen und ausschließlich in deutschen staatlichen Bildungseinrichtungen sozialisiert worden war und dennoch keine Staatsbürgerschaft besaß, begriff ich nicht.<sup>359</sup>

Im Gegensatz zu Ildi, die die Außenperspektive auf sich oftmals zu verinnerlichen scheint, greift Mascha Kogan sehr früh zu konfrontativen Mitteln, um sich zur Wehr zu setzen. Als Reaktion auf die fremdenfeindlichen Äußerungen der Lehrerin, reißt Mascha deren Perücke vom Kopf und stellt sie bloß, gleichzeitig reflektiert sie jedoch auch ihr eigenes Verhalten: „Sie tat mir sogar leid, denn sie war genauso ein Opfer wie ich, aber im Gegensatz zu ihr hatte ich beschlossen, mich zu wehren.“<sup>360</sup>

Mascha legt sich eine zynische Perspektive zu – „[d]urch ihre Augen sehen wir eine turbes, unfreundliches Deutschland, voller Unverständnis, Ressentiments und hysterischer Fremdenangst[...]“<sup>361</sup>

Mit ihr entwirft Grjasnowa eine getriebene junge Frau, die früh lernt, dass für Migrant\_innen oftmals andere Regeln gelten: „Ich begleitete meine Eltern auf das Ausländeramt und lernte dort, dass Sprachen Macht bedeuteten. Wer kein Deutsch sprach, hatte keine Stimme, und wer bruchstückhaft sprach, wurde überhört. Anträge wurden entsprechend der Schwere der Akzente bewilligt.“<sup>362</sup>

---

<sup>357</sup> Ebd.

<sup>358</sup> Ebd., S. 39.

<sup>359</sup> Ebd.

<sup>360</sup> Ebd., S. 40.

<sup>361</sup> Henneberg: Hier kommt die neue deutsche Frau.

<sup>362</sup> Grjasnowa: Der Russe ist einer, der Birken liebt, S. 38.

Maschas Weigerung sich in eine Opferrolle drängen zu lassen ebenso wie ihre frühe Erkenntnis, die Bedeutung von Sprachen betreffend, führen dazu, dass sie sich in einer Art Gegenstrategie beinahe zwanghaft viele Sprachen aneignet. So gewappnet – „[i]ch übersetzte die Nachrichten simultan ins Englische, die Werbung ins Französische“<sup>363</sup> – tritt sie der Welt in einer angriffslustigen Haltung gegenüber. Auch Cem und Sami, zwei enge Freunde Maschas – beide ebenfalls mit ‚Migrationshintergrund‘ – kommen immer wieder in Situationen, in denen sie sich mit vereinfachenden Zuschreibungen konfrontiert sehen. Als Cem Mascha in Israel besucht, fragt sie ihn nach dem Moment, in dem er sich das erste Mal ‚anders‘ gefühlt hat:

„In der Grundschule. Vierte Klasse, kurz bevor es darum ging, wer aufs Gymnasium darf und wer nicht. Ein neuer Junge kam in unsere Klasse. Pierre-Marie. Die Lehrerinnen waren aus dem Häuschen. Der Junge konnte kaum Deutsch, aber alle hielten ihn für wahnsinnig intelligent, weil er Franzose war und weil sie dachten, dass er schon nächste Woche perfekt Deutsch sprechen würde. Und da habe ich mich in meiner Klasse umgeschaut: lauter Kanaken. Marcel sprach italienisch, Georgi griechisch, Taifun türkisch, Farid persisch und armenisch, wie auch seine Zwillingsschwester. Und wir alle sprachen auch Deutsch, akzentfrei. Aber keiner von uns wurde als intelligent genug erachtet, um aufs Gymnasium wechseln zu können [...].“<sup>364</sup>

Hier wird, wie auch schon in „Tauben fliegen auf“, der Aspekt deutlich, dass es eine zweischneidige Sichtweise auf Migrant\_innen gibt. Bestimmte Nationalitäten und Sprachen werden positiver betrachtet als andere, da sie als prestigeträchtiger angesehen werden. In diesem Zusammenhang beschreibt Cem, ebenfalls ein Dolmetscher, wie ihn dieses Ungleichgewicht dazu bringt, „ihre viel bewunderten Sprachen besser zu sprechen als sie und es ihnen zu zeigen, samt ihrer kulturellen Hegemonie.“<sup>365</sup>

Exemplarisch für das Aufdrängen bestimmter Fremdrepräsentationen steht Maschas etwas schablonenhaft überzeichneter Studienkollegen Daniel, der „sich als antideutsch, womit er judophil, proamerikanisch und irgendwie linksradikal meinte, [bezeichnete].“<sup>366</sup> Ihn lässt Grjasnowa wortreiche Redeschwalle von sich geben, die Mascha aufgrund ihrer jüdischen Abstammung zur Repräsentantin aller Juden und Jüdinnen sowie von ganz Israel deklarieren. So sagt Daniel: „»Die israelische Armee, die ist kein Diskussionsgegenstand, die ist überhaupt kein Gegenstand, die ist aus Fleisch und Blut, das seid ihr, eure Arme und Beine, eure Füße und Zehen und Finger und Haare und die Nachtsichtgeräte und...«“<sup>367</sup>. Wor-

---

<sup>363</sup> Ebd., S. 14.

<sup>364</sup> Ebd., S. 220-221.

<sup>365</sup> Ebd., S. 221.

<sup>366</sup> Ebd., S. 62.

<sup>367</sup> Ebd., S. 65.



aufhin Mascha immer wieder wütend zu betonen versucht, dass sie nicht Israel sei. Groteske Elemente der Übertreibung scheinen in Daniels Figur ebenso ausgedrückt wie eine starke Abneigung gegenüber Vereinnahmungen und populistischen Reden aller Art von Seiten Maschas. Auffallend ist hierbei auch Daniels Rhetorik, die Mascha immer einem Kollektiv zuordnen will – so unterstreicht er jedes Mal aufs Neue, dass er hinter ‚ihnen‘ stehe:

„Du, ich steh voll hinter euch“, sagte Daniel. „Hinter wem?“ „Na euch eben.“ Daniel leckte sich über die Lippen und es machte mich wütend, dass er einen festen Standpunkt hatte und ich nur Zweifel. „Welches euch?“ Ich schrie beinahe [...]. „Hinter Israel, natürlich.“ [...] „Daniel, lass mich mit dem Scheiß in Ruhe. Was willst du überhaupt von mir? Ich lebe in Deutschland. Ich habe einen deutschen Pass. Ich bin nicht Israel.“<sup>368</sup>

Bei den Beschreibungen des Lebens in Deutschland nimmt Grjasnowa auch die scheinbar tolerante Haltung gewisser Leute unter die Lupe, die sich mit ihrer multikulturellen Attitüde schmücken. So wird die Debatte zu Multikulturalität sarkastisch anhand von Maschas Professor an der Universität abgehandelt, dem sie Betriebsblindheit ankreidet, ebenso wie die Unfähigkeit sich ein differenziertes Bild von Migrant\_innen zu machen. So beschreibt sie polemisch sein Verständnis von Integration, als „die Forderung nach weniger Kopftüchern und mehr Haut“<sup>369</sup>. Bei einem Gespräch in seinem Büro, in dem er über die Weinbaugebiete in Aserbaidschan und Maschas späte Zweisprachigkeit sinniert, beschließt sie, ihn nicht in seiner multikulturellen Ignoranz aufzuklären:

Genauso wenig, wie ich ihm sagen würde, dass ich in Aserbaidschan seit meinem fünften Lebensjahr einen Privatlehrer für Englisch und einen für Französisch gehabt hatte und dass meine Mutter für diesen Unterricht einen Diamantring ihrer Mutter verkaufen musste. Ich würde ihm auch nicht sagen, dass Menschen, die ohne fließendes Wasser leben, nicht zwangsläufig ungebildet sind, aber mein Professor war mein Professor und hatte Patenkin-der in Afrika und Indien. Sein Multikulturalismus fand in Kongresshallen, Konferenzgebäuden und teuren Hotels statt.<sup>370</sup>

In diesen Beschreibungen wird angedeutet, dass es in den Integrationsdebatten wenig Raum für Differenzierungen gibt und die Gefahr einer Vereinnahmung, gerade auch von Seiten bemühter akademischer Repräsentant\_innen, gegeben ist.

Grjasnowas Figuren sind gebildet und schlagfertig. Sie kennen die Debatten zu Integration, sie haben die postkolonialen Theorien gelesen: Als Mascha und Cem in Israel einen kleinen Bub beobachten, sinniert Cem über dessen Zukunft: „Aber der Kleine wird keinen Scheiß machen, er wird alles lesen und alles verstehen: alle Klassiker der Post Colonial Studies, der Critical Whiteness Studies, der Rassismustheorien, Fanon, Said, Terkessidis.

---

<sup>368</sup> Ebd., S. 63.

<sup>369</sup> Ebd., S. 33.

<sup>370</sup> Ebd.

Übrigens promoviere ich jetzt.“<sup>371</sup> Hier wird ersichtlich, dass sich die Figuren selbst in einem Diskurs der postkolonialen Theorien verorten. In einer Rezension von Sebastian Fasthuber in der Wochenzeitung „Falter“ zitiert er Grjasnowa, die über das Bild von Migrant\_innen in der Öffentlichkeit spricht:

„Ich glaube, das ändert sich gerade“, meint Grjasnowa auch über das Bild, das die Gesellschaft von Migranten hat. „Traditionell sind das jene, die die Straßen fegen und das Gemüse verkaufen. Tatsächlich handelt es sich oft um hochqualifizierte Leute, die aufgrund der Ausschließungsmechanismen im akademischen Leben aber einen schlechten Stand haben. Die wollte ich zeigen.“<sup>372</sup>

### 7.3. Die Verwendung von Stereotypen und Klischees

Hausbacher geht in ihrem Artikel auch auf die Bedeutung von Stereotypen in der postkolonialen Theorie ein und beschreibt, dass „[d]ie Verwendung von Stereotypen, sowohl in ihrer Ausformung als Auto- wie auch als Heterostereotype, [...] die wichtigste diskursive Strategie des kolonialen Diskurses [ist]“<sup>373</sup>. Zu betrachten ist nun, inwiefern in Texten der transkulturellen Literatur oder der ‚Migrationsliteratur‘ mit Klischees oder stereotypen Beschreibungen gearbeitet wird.

So finden sich in „Der Russe ist einer, der Birken liebt“ immer wieder Stereotype, die im Text abgehandelt werden. Schon der Titel fungiert als ironischer Verweis auf die Bemühungen, Nationalitäten schablonenartig einzuteilen und festzulegen. Wie Ingo Petz in einer Rezension im Magazin „Fluter“ schreibt, ist der Titel „ein Hinweis auf die lebensunfähigen, in ihren Rollen erstarrten Figuren des russischen Dramatikers Anton Tschechow. Dessen sentimentale, seelenlose Gestalten schwärmen in dem Stück ‚Drei Schwestern‘ ständig von den in der Sonne so schön schimmernden Birken“<sup>374</sup>. Und Gisela Gross versteht in einer Kritik im deutschen „Tagesspiegel“ den Titel auch als „Absage an starre Klischees von Nationen und andere Stereotypen“<sup>375</sup>.

---

<sup>371</sup> Ebd., S. 221.

<sup>372</sup> Fasthuber: „Die sieht irgendwie deutsch aus“.

<sup>373</sup> Hausbacher: Migration und Literatur, S. 72.

<sup>374</sup> Petz, Ingo: Olga Grjasnowa: Der Russe ist einer, der Birken liebt. Sehnsucht nach Leben. In: Fluter. Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung, 9.3.2012.

<http://www.fluter.de/de/109/buecher/10248/> (25.01.2013)

<sup>375</sup> Gross, Gisela: „Ich war selbst einmal eine Birke“. Olga Grjasnowa studiert an der Freien Universität den Masterstudiengang Tanzwissenschaften, schreibt Theaterstücke und hat jetzt ihren Debütroman vorgelegt. In: Der Tagesspiegel, 18.02.2012.

<http://www.tagesspiegel.de/zeitung/ich-war-selbst-einmal-eine-birke/6219446.html> (17.01.2013)

Dies wäre ein Einsatz stereotyper Beschreibungen, der mit Hausbachers These korrespondiert, derzufolge Stereotype in transkulturellen Texten vor allem „zum Zwecke ihrer Dekonstruktion“<sup>376</sup> eingesetzt werden.

Im vierten Teil des Romans, in dem Mascha sich in Palästina mit Ismael anfreundet, versuchen sich die beiden scherzhaft an einer Kategorisierung unterschiedlicher Nationalitäten, wo sie nebst der Definition des Russen, als einem der Birken liebt, auch eine Definition zu den Palästinenser\_innen finden, die demnach „[w]ie Leute, die es gewohnt sind, lange zu warten“<sup>377</sup> aussehen. In einem Gespräch mit Oya Erdogan für den „Deutschlandfunk“ kommentiert Grjasnowa ihre Verwendung von Stereotypen:

Ich mag Klischees, ich mag auch sehr die Arbeit mit ihnen. Es gibt diese Prämisse: Ihr seid ein bisschen anders, bei weitem nicht so leistungsfähig! Es ist das weit verbreitetste Klischee überhaupt. Ich glaube ich habe auch kein einziges ausgelassen, oder? ... Sobald man über Israel schreibt, werden sämtliche Klischees bedient, man kommt ja automatisch in diesen Diskurs, weil die Klischees auch sprachlich manifestiert sind.<sup>378</sup>

Hier spricht Grjasnowa auch die Brisanz an, die zumeist mit einer Thematisierung von Israel einhergeht. So dienen Israel und Palästina in ihrem Text immer wieder als Folie, vor der Zuschreibungen verhandelt werden. Es scheint, dass die Autorin diesen Konflikt als exemplarisch für die Veranschaulichung der Konstruktion von Feindbildern sowie der Mechanismen des *Othering* ansieht. Grjasnowa wagt sich hier auf ein tabubeladenes Terrain und schafft es, auch auf grotesk-humorvolle Art, heikle Themen anzusprechen.

#### **7.4. Aufdeckung und Auflösung national(istisch)er Ideen**

Die Thematik des Stereotyps spielt direkt in den nächsten Analysepunkt hinein, der sich mit der Dekonstruktion essentialistischer, nationaler Kategorien beschäftigt.

Die Autorin zerlegt auf unterschiedlichen Ebenen nationale, ethnische und religiöse Zuschreibungen. In einer Passage im ersten Teil, als Elias mit seiner Verletzung im Krankenhaus liegt, lässt Grjasnowa ihre Protagonistin aus Niedergeschlagenheit und Ratlosigkeit ein makaberes Ritual vollführen, in dem ihre religiöse Zugehörigkeit dekonstruiert wird. Mascha beschließt ein Opfer für den kranken Elias darzubringen und findet neben dem Spital einen verletzten Hasen, der dafür herhalten muss. Beim Versuch ein abschließendes

---

<sup>376</sup> Hausbacher: Migration und Literatur, S. 73.

<sup>377</sup> Grjasnowa: Der Russe ist einer, der Birken liebt, S. 265.

<sup>378</sup> Erdogan, Oya: „Mich erschrecken und faszinieren diese Strukturen“. <http://www.dradio.de/dlf/sendungen/buechermarkt/1776596/> (22.12.2012)

Gebet zu sprechen, stellt sie fest, dass sie keine große Auswahl hat: „Ich kannte nur zwei Gebete, das *Vaterunser* und *Höre Israel*.“<sup>379</sup>

Ihre Referenzen auf die beiden unterschiedlichen Religionen scheinen zu zeigen, dass keine von beiden sich als wirklich hilfreich erweist oder in ihrem Leben eine größere Rolle spielt. Mascha versucht sich am jüdischen Gebet, doch auch hier wird deutlich, dass Religion als identitätsstiftendes Konzept nicht greift: „Ich wiegte mich im Gebet, wie ich es bei den orthodoxen Juden auf *Arte* gesehen hatte.“<sup>380</sup>

In einer anderen Passage diskutieren Cem und Mascha über die mediale Berichterstattung des Israel-Palästina Konflikts, zu der sie unterschiedliche Meinungen vertreten. Mascha kritisiert die binäre Sichtweise, die ganz klare Opfer- und Aggressorbilder konstruiert, Cem ist der Meinung, dass die Bilder – seien sie auch überzeichnet – dennoch der Realität entsprächen. Gleichzeitig werden Zweifel ausgedrückt, eine eindeutige Positionen einzunehmen – so gesteht sich Mascha die Unsicherheit ihrer eigenen Position ein: „Ich hatte das Gefühl, etwas verteidigen zu müssen, was ich unter anderen Umständen kritisieren würde.“<sup>381</sup>

Grjasnowa schildert auch immer wieder absurde Situationen, in denen Maschas Mitmenschen auf eine eindeutigen Kategorisierung und klaren Trennung von Nationalitäten beharren. So auch bei Maschas Ankunft in Israel, als ihr Computer zerstört wird, da die Flughafenpolizei diesen für eine Bombe hält. Bei der Befragung kommt es zu absurden Dialogen.

„Sprechen sie Arabisch?“ „Ja.“ „Weshalb?“ „Ich habe es studiert.“ „Sprechen Sie hebräisch?“ „Nein.“ „Haben Sie einen Freund?“ „Ja. Nein. Ich meine nein.“ „Ist er Araber, Ägypter oder Palästinenser?“ „Nein.“ „Was denn dann?“ „Tot.“ [...] „Das tut mir leid“, sagte die Soldatin und zeigte ein kleines Lächeln. [...] „War er Araber, Ägypter oder Palästinenser?“<sup>382</sup>

Auch der Holocaust bzw. die Funktionalisierung davon wird angesprochen. Als Mascha ihren guten Freund Ori zum Flughafen begleitet, kommt es wieder zu einem Vorfall mit der Sicherheitspolizei, die Ori für einen potentiellen Terroristen hält. Bei einem klärenden Gespräch im Büro des Managers unterhalten sie sich unter anderem auch über die Refundierung von Maschas Computer, der, wie schon erwähnt, vor einigen Monaten an diesem Flughafen zerstört wurde.

---

<sup>379</sup> Grjasnowa: *Der Russe ist einer, der Birken liebt*, S. 23.

<sup>380</sup> Ebd., S. 24.

<sup>381</sup> Ebd., S. 59.

<sup>382</sup> Ebd., S. 163-164.

„Ich habe vier Monate gewartet und habe nur achtzig Prozent des Preises erstattet bekommen. Was ist daran bitte gut?“ „Wissen Sie denn, wie lange mein Großvater auf seine Wiedergutmachung aus Deutschland warten musste?“ „Funktioniert nicht, sie ist jüdisch“, sagte Ori. „Ach, sie sind gar keine Schickse?“, fragte mich der Manager. „Ihre Großeltern sind Holocaust-Überlebende“, sagte Ori. „ORI“, schrie ich ihn an. „Was Ori? Wenn wir schon Judenmonopoly spielen, dann wenigstens richtig.“<sup>383</sup>

Der Roman thematisiert auch einen ethnischen Konflikt, der in Westeuropa im Allgemeinen nicht so bekannt ist: Es handelt sich um die Auseinandersetzungen in Bergkarabach, einer Region, die völkerrechtlich Aserbaidtschan angehört, jedoch mehrheitlich von Armeniern bewohnt ist. Ende der 1980er kommt es in diesem Gebiet zu blutigen Auseinandersetzungen. Grjasnowa geht in ihrem Roman auf die Pogrome ein, die 1990 gegen die armenische Bevölkerung ausgeübt werden. In der Wochenzeitung „Falter“ erläutert sie ihre Motivation für die Thematisierung dieses Kapitels der Geschichte Aserbaidtschans:

Am wichtigsten an dem Buch ist mir die Erwähnung des Pogroms gegen Armenier in Baku 1990. Fast niemand weiß, was denen da angetan wurde. Mir hat einmal jemand erzählt, dass damals seinem Sohn, als er von der Schule heimging, buchstäblich eine Leiche vor die Füße fiel. Das war der Ausgangspunkt, von dem aus ich zu schreiben begonnen habe.<sup>384</sup>

An dieser Stelle kann nur ein kurzer Abriss über diesen Konflikt gegeben werden:

Bergkarabach ist ein Gebiet, das sowohl an Aserbaidtschan als auch an Armenien grenzt. Rechtlich gehört es zu Aserbaidtschan, jedoch wohnen mehrheitlich Armenier dort. 1987 soll die Region der Armenischen Sowjetrepublik zugeteilt werden. 1988 erklärt sich die Region Bergkarabach als autonom. Es kommt zu Konflikten in Folge deren viele Aserbaidtschaner vertrieben werden und fliehen müssen. Im Sumgait kommt es zu einem Gegenschlag, bei dem die armenische Bevölkerung Pogromen ausgesetzt ist, die gewaltsam und teilweise tödlich ausfallen. Als Reaktion darauf flüchten 14000 Einwohner aus Sumgait, beinahe die gesamte armenische Bevölkerung der Stadt.<sup>385</sup>

Grjasnowa thematisiert in ihrem Text, ebenso wie Melinda Nadj Abonji, die Absurdität nationalistisch motivierter Gewalt, die häufig sogar der Grundlage entbehrt, wie solch nationale Unterscheidungsmerkmale überhaupt erkannt werden können: „Die Mörder konnten oft nicht zwischen Aserbaidtschanern und Armeniern unterscheiden, es gab keine vermeintlich ethnischen Merkmale, und die meisten Armenier sprachen ausgezeichnet Aserbaidtschanisch.“<sup>386</sup>

---

<sup>383</sup> Ebd., S. 241.

<sup>384</sup> Fasthuber: „Die sieht irgendwie deutsch aus“.

<sup>385</sup> Vgl.: Grjasnowa: Der Russe ist einer, der Birken liebt, S. 45-46.

<sup>386</sup> Ebd., S. 45.

Immer wieder stößt man bei Grjasnowa auf das Wort „vermeintlich“, das aufzuzeigen scheint, dass diese Zugehörigkeitskategorien eben nur ‚scheinbar‘, also konstruiert und manipulierbar sind. Sie thematisiert auch die strukturelle Ebene der Ab- und Ausgrenzung, die von Seiten der Politik und Meinungsmacher\_innen durchgesetzt wird:

Der Hass war nichts Persönliches, er war strukturell. Die Menschen hatten keine Gesichter, keine Augen, keine Namen und keine Berufe mehr – sie wurden zu Aserbaidzschanern, Armeniern, Georgiern und Russen. Menschen, die sich ein Leben lang gekannt hatten, vergaßen alles über den anderen. Nur die vermeintliche Nationalität blieb.<sup>387</sup>

Den Zusammenhang von Macht, Sprache(n) und Zugehörigkeit thematisiert die Autorin den Roman hindurch immer wieder. In Bezug auf die Szenen in Bergkarabach beschreibt sie, wie die Aussprache eines Wortes über die Zugehörigkeit oder Nicht-Zugehörigkeit zur ‚richtigen‘ Seite entscheidet:

[...] die Frau vor uns erzählte der anderen auf Russisch, sie hätten das Auto ihrer Freunde angehalten [...] und verlangt, dass jeder das aserbaidzschanische Wort für Haselnuss – *fundukh* – aufsagen sollte. „Sag *fundukh!*“, hätte der Angreifer geschrien. „Wenn du *fundukh* sagen kannst, bist du ein Muslim. Dann ist alles gut.“ Meine Mutter erklärte mir, Aserbaidzschaner und Armenier würden das Wort unterschiedlich aussprechen.<sup>388</sup>

In einem Interview mit Oya Erdogan vom „Deutschlandfunk“ erzählt Grjasnowa von ihrem Interesse an den Mechanismen, die zu solch ethnischer Gewalt führen können und erläutert auch, welche Bedeutung diese Passagen über den Krieg in Berkarabach für sie haben:

Mich erschrecken und faszinieren diese Strukturen, die dazu führen, dass Nachbarn, die 40 Jahre lang nebeneinander Tür an Tür friedlich wohnten, sich gegenseitig zum Geburtstag gratuliert haben, sich Kuchen gebacken haben, die Kinder sind zusammen aufgewachsen - innerhalb von zwei Wochen kriegt man sie so schnell hin, das [sic!] sie sich gegenseitig ermorden. Das funktioniert überall.<sup>389</sup>

Mascha erscheint im historischen Kontext ihrer Geschichte als Gegenpol zu diesen nationalen Zuschreibungen. Grjasnowa hat in ihr eine Protagonistin erschaffen, die „weder an Identitäten noch an Heimat, weder an Nationen, Nationalitäten, noch an Sicherheit und Stabilität [glaubt]“<sup>390</sup>.

Auch Ursula März verweist in einer Rezension der „Zeit“ auf die transkulturelle Verfassung von Grjasnowas Figuren: „Sie sind nirgends wirklich fremd und nirgends wirklich verwurzelt, sie bewegen sich, als seien Paris, Frankfurt, Beirut, Tel Aviv, New York durch Drehtüren verbunden, und sie sprechen manchmal miteinander, als blättern sie dabei im

---

<sup>387</sup> Ebd., S. 47.

<sup>388</sup> Grjasnowa: *Der Russe ist einer, der Birken liebt*, S. 45.

<sup>389</sup> Erdogan: „Mich erschrecken und faszinieren diese Strukturen“.

<sup>390</sup> Ebd.

Reisepass.<sup>391</sup> So kann auch der Beruf der Dolmetscherin, wie schon eingangs erwähnt wurde, als Symbol für Grenzüberschreitung und Transkulturalität gelesen werden.

In einem Interview mit der Tageszeitung „Der Standard“ erläutert Olga Grjasnowa ihre Figur: „Sie nimmt, was ihr gerade in den Kram passt und für ihre Karriere sinnvoll ist. Und das spielt sie dann aus. In Israel ist es praktisch, dass sie Jüdin ist, aber in den besetzten Gebieten würde sie das eher nicht erwähnen.“<sup>392</sup>

Interessanterweise geschieht diese Dekonstruktion nationaler Parameter auf weiten Strecken parallel zur beharrlichen Tendenz, immer wieder die Herkunft der Romanfiguren zu erörtern. So beschreibt auch Meike Fessmann in der „Süddeutschen Zeitung“, dass „[d]ie Zuschreibungsakrobatik dieses Romans beeindruckt, der spannend und gelenkig bleibt, obwohl er bei nahezu jeder Figur Herkunftsgeschichten erzählen muss.“<sup>393</sup>

## 7.5. Zu Hause in der Ortlosigkeit?

Maria Kogan ist von den Protagonistinnen der drei Primärwerke diejenige, der am ehesten eine transkulturelle Verfassung zuzusprechen ist. Wie schon in den vorigen Punkten erläutert, dekonstruiert sie im Lauf des Textes nationale, ethnische und religiöse Zuschreibungen. Immer wieder weicht sie von außen auferlegten Einordnungsversuchen aus.

Dennoch stellt sie auch immer wieder Überlegungen zu ‚Heimat‘ an, die sie jedoch klar von einer lokalen Verortungen löst: „Wenn ich mit meiner Mutter telefonierte, überkam mich manchmal die Sehnsucht nach einem Zuhause, ohne dass ich es hätte lokalisieren können. Wonach ich mich sehnte, war ein vertrauter Ort. Eigentlich hielt ich nichts von vertrauten Orten – der Begriff Heimat implizierte für mich stets das Pogrom.“<sup>394</sup>

Hier wird ersichtlich, dass das Erleben der Pogrome in Aserbaidschan eine tiefe Verunsicherung ausgelöst hat, die in einem Misstrauen gegenüber (nationalen) Verortungen resultiert.

Der Grund für ihre Reise nach Israel bewegt sich im Spannungsfeld von Flucht einerseits und einem notwendigen Wechsel der Szenerie sowie einer Beschäftigung mit der eigenen Geschichte andererseits. Als Cem Mascha besucht, möchte er sie überreden, wieder nach

---

<sup>391</sup> März: Sie ist auf Alarm. Sie sucht eine Schulter zum Anlehnen.

<sup>392</sup> Mikocki, Timon: „Ich bin Deutsche, wie wär’s damit?“ In: Der Standard 27.2.2012, S. 15. <http://derstandard.at/1329870383084/Olga-Grjasnowa-Ich-bin-Deutsche-wie-waers-damit> (10.12.2012)

<sup>393</sup> Fessmann, Meike: Elias und die Aserbaidschan-Kiste. „Migrationshintergrund“ ist ein hässliches Wort: Olga Grjasnowas Debütroman „Der Russe ist einer, der Birken liebt“. In: Süddeutsche Zeitung 71, 24.03.2012, S. 19.

<sup>394</sup> Grjasnowa: Der Russe ist einer, der Birken liebt, S. 203.

Hause zu kommen, was sie mit der Aussage kommentiert „»Deutschland? Zu Hause?«<sup>395</sup>. Mascha ist auf ihrer eigenen Mission unterwegs, wo sie sich auf einem schmalen Grat zwischen Selbstdestruktion und Selbstfindung befindet: „Er hörte nicht auf, von Deutschland zu sprechen. Aber ich wollte bleiben, mich häppchenweise verlieren und nie wieder auf-sammeln.“<sup>396</sup>

Sie scheint auch eine gewisse ‚Ortlosigkeit‘ zu benötigen – so fällt auf, dass sie sich immer wieder in grenzwertige Situationen manövriert. Wie zum Beispiel in der Aktion, als sie sich plötzlich alleine, ungeplant und unausgerüstet, im Westjordanland wiederfindet. So fährt sie mit ihrer Lieb-schaft Tal „deren politisches Engagement in Terrorismus überzugen droht“<sup>397</sup> nach Ramallah, da Tal Mascha, die Arabisch spricht, als Dolmetscherin benötigt. Dort angekommen fühlt sich Mascha Tal jedoch plötzlich entfremdet und nimmt Reißaus. Sie lernt Ismael, eine weitere Zufallsbekanntschaft, kennen und begleitet ihn spontan zur Hochzeit seiner Schwester. Auch von dort verschwindet sie irgendwann. So wandert sie umher und findet sich von fremden, teilweise beunruhigenden Zeichen umgeben – erst in dieser Situation vollkommener Fremdheit beginnt sie sich nach Bekannten zu sehnen:

Ich ging durch die Gassen, an den Hauswänden klebten Plakate von Gefangenen, die in Israelischen Gefängnissen einsaßen, und von Selbstmordattentätern, mit der genauen Angabe ihres Todesdatums. Dazwischen hingen Werbeplakate. An mehreren Wänden hatte ich Hakenkreuze gesehen. Ich dachte an das Kaspische Meer, an die Ausflugsdampfer und an Rostropowitsch. Ich wollte nach Hause. Zurück zu meiner Mutter, ich wollte, dass sie mich beschützt.<sup>398</sup>

## 7.6. Trauma und Verdrängung

Die Thematik des Traumas zieht sich, wie schon in den vorigen Punkten angesprochen, auch durch Grjasnowas Roman. Als Kind erlebt sie während des Konflikts in Berg-Karabach, wie eine Frau getötet wird und ihr der Frauenleichenam vor die Füße fällt. Der Einbruch dieser traumatischen Erinnerung, die sich immer wieder in ihre Gegenwart schiebt, findet als halluzinatorisches Trugbild seinen Eingang in den Text. Der Tod Elias‘

---

<sup>395</sup> Ebd., S. 223.

<sup>396</sup> Ebd., S. 225.

<sup>397</sup> Henning, Viktoria: Glasbruchkunst: „Der Russe ist einer, der Birken liebt“ von Olga Grjasnowa. 27.06.2012

<http://www.stiehlover.com/agenturblog/glasbruchkunst-der-russe-ist-einer-der-birken-liebt-von-olga-grjasnowa/> (27.01.2013)

<sup>398</sup> Grjasnowa: Der Russe ist einer, der Birken liebt, S. 280.



trägt dazu bei, dass Maschas Trauma ‚reanimiert‘ wird: „Wenn ich meine Augen schloss, sah ich sein Gesicht, und wenn ich sie zu lange geschlossen hielt, sah ich das Gesicht einer jungen Leiche im hellblauen Unterkleid.“<sup>399</sup>

Vor allem der dritte Teil des Romans widmet sich dieser Thematik – in diesem reist Mascha nach Israel, vordergründig um dort ein Praktikum zu absolvieren. Die genauen Gründe für ihre Reise sind jedoch unklar. Einerseits wirkt es, als würde ihr die Veränderung gut tun, vor allem nach dem schmerzhaften Verlust Elias‘. Das lebendige Treiben auf den Straßen und die unterschiedlichen Menschen, denen sie in Israel begegnet, scheinen ihr zu Beginn Ruhe zu verschaffen. Sie befreundet sich mit dem jungen Israeli Ori und seine Schwester Tal an, mit der sie eine komplizierte Beziehung beginnt. Beide werden zu wichtigen Bezugspersonen, aber bald beginnen die Ereignisse rund um Elias‘ Tod und, dadurch ausgelöst, auch die Erinnerungen an die Pogrome, sie wieder einzuholen. Sie leidet unter immer wiederkehrenden Panikattacken und Verlustängsten Ori und Tal gegenüber. Als Ori zum Militär muss, erinnert sie sich an einen Nachbarsbuben, der in Aserbaidtschan eingezogen worden und im Lauf des Kriegs gestorben ist. Panisch beginnt sie Elias an Oris Stelle zu imaginieren: „Ich wimmerte, bat ihn nicht zu gehen. Er streichelte über mein Haar. Ich schrie ihn an, nannte ihn Elias. Elias, Elias, Elias. [...] Ich schnappte nach Luft, aber es kam keine an, meine Zunge schwoll an und der Hals war zu, und die Luft kam nicht an.“<sup>400</sup>

Auf den letzten Seiten des Romans kommt es nochmals zum Durchleben des Traumas. Eine Passage, die in einer Verschränkung von Raum und Zeit dargestellt wird und Parallelen zur Figur der Verdoppelung eröffnet. Mascha ist in Palästina und gleitet wieder in eine Erinnerungssequenz ab. Sie imaginiert die Ereignisse in Aserbaidtschan. Während sie durch Ramallah geht und den Wagen ihrer flüchtigen Bekanntschaft Ismael sucht, kommen gleichzeitig die Erinnerungen an die Frau im blauen Kleid, an die Großmutter, an die Panzer wieder. Am Ende des Romans steht sie mitten in einem Feld in Palästina und ruft Sami an, der sie abholen soll.

Dann ist der imaginierte Elias neben ihr: „Ich hake mich bei ihm unter, und wir gehen eine Weile nebeneinanderher. Die Sonne ist schon fast untergegangen, aber es ist noch hell.“<sup>401</sup>

Der Schluss übermittelt eine ambivalente Stimmung. So kann die Passage einerseits als Maschas Akzeptanz des traumatischen Verlusts Elias‘ gelesen werden und somit auch auf

---

<sup>399</sup> Ebd., S. 104.

<sup>400</sup> Ebd., S. 214.

<sup>401</sup> Ebd., S. 284.

eine mögliche Heilung ihrer posttraumatischen Belastungsstörung aus Aserbaidschan verweisen. Auf der anderen Seite wäre auch eine Lesart denkbar, die Mascha endgültig in ihre Wahnvorstellung abgleiten sieht. Die Schilderung des Lichts, die irgendwie widersprüchlich, jedenfalls ambivalent wirkt, hinterlässt die Leser\_innen in dieser Ungewissheit.

## 8. Zusammenschau und Fazit:

Ich habe in vorliegender Arbeit drei unterschiedliche Schwerpunkte verfolgt. Der erste Teil beschäftigt sich mit den Begrifflichkeiten, die im Laufe der letzten sechzig Jahre bei der Thematisierung von Texten angewendet worden sind, deren Autor\_innen Migrationshintergrund aufweisen.

Hierbei hat sich gezeigt, dass die wissenschaftliche Beschäftigung mit dieser zu Beginn marginalisierten Literatur erst mit einem Verzögerungseffekt eingesetzt hat. Außerdem ist ersichtlich geworden, dass sich die Einordnung in die Sparte der ‚Migrations‘- oder ‚Migrant\_innenliteratur‘ in einem Spannungsfeld von Förderung und Festschreibung bewegt. In Hinblick auf diesen Zwiespalt kommentiert die Autorin Seher Çakir die Vergabe von Literaturpreisen, die sich speziell an Autor\_innen mit Migrationshintergrund wenden folgendermaßen:

Einerseits finde ich sie gut, andererseits Scheiße. Wobei sich 'Scheiße' darauf bezieht, dass solche Preise noch immer nötig sind. Aber wenn es sie nicht gäbe, wenn es diese Förderungen nicht gäbe ... Ich weiß nicht, ob ein Dimitré Dinev, eine Julia [sic] Rabinowich, eine Anna Kim oder auch eine Seher Çakir entdeckt worden wäre.<sup>402</sup>

Des Weiteren ist im Zuge der Arbeit deutlich geworden, dass Analysen der Literatur von Migrant\_innen anfänglich vor allem vor der Folie der Autor\_innenbiographie gelesen worden sind, eine Beobachtung, die die Frage nach einem geeigneten wissenschaftlichen Zugang zu diesen Texten aufwirft.

Dies führt zum zweiten Teil der Arbeit, welcher sich mit neuen kulturwissenschaftlichen Konzepten auseinandersetzt, die auch auf die Literaturwissenschaften Einfluss genommen haben und im Zuge dessen eine Neuperspektivierung und Infragestellung bezüglich der nationalen Zuordnungen von Literatur angeleitet haben.

Wichtig erscheint mir hierbei Doris Bachmann-Medick, die eine Einbeziehung anderer Literatur(formen) in den westeuropäischen Kanon fordert, unter anderem mit dem Argument, dass z.B. eine Minoritäten- oder ‚Migrationsliteratur‘ neue Perspektiven einbringt, die zu einer Revision des literarischen Kanons beitragen.

---

<sup>402</sup> Disoski, Meri: „Ich mache Literatur und Punkt!“, 15.02.2010.  
<http://dastandard.at/1265851881267/Interview-Ich-mache-Literatur-und-Punkt>

Anschließend sind Vertreter\_innen und Konzepte der postkolonialen Theorie präsentiert worden, die zu einem zentralen Teil der Arbeit, dem Versuch einer Theorieübertragung, überleiten: In diesem sind die drei Primärwerke „Tauben fliegen auf“ von Melinda Nadj Abonji, „Spaltkopf“ von Julya Rabinowich sowie „Der Russe ist einer, der Birken liebt“ von Olga Grjasnowa unter Analyseaspekten der postkolonialen Erzähltheorie betrachtet worden.

Dazu sind als Untersuchungskriterien die Thematisierung von Identitätskonflikten und damit einhergehend die Fremd- und Selbstrepräsentationen mit speziellem Augenmerk auf das Vorkommen von *Othering* bestimmt worden. Außerdem wurden die Raumdarstellungen beleuchtet und in diesem Zusammenhang die Frage der Verortung abgehandelt. Dem Motiv der ‚Verdoppelung‘ wurde ein Schwerpunkt gewidmet und zuletzt die Frage der Polyphonie in den Texten diskutiert.

In Bezug auf diese Analysepunkte ist festzustellen, dass Mechanismen des *Othering* sowohl in „Tauben fliegen auf“, als auch in „Der Russe ist einer, der Birken liebt“ intensiv verhandelt werden. In „Tauben fliegen auf“ erweisen sich diese Zuschreibungen als sehr konfliktreich für die Protagonistin, sie befindet sich in einem Zwiespalt zwischen Assimilation und Rebellion, wobei sie allerdings anfänglich nicht in der Lage ist, ihre Meinung zu artikulieren, sondern diese im Schriftbild in Klammern verbannt. Wie in der Analyse deutlich geworden ist, spielt auch die Kleidung eine Rolle dabei, die Protagonistin Ildi an einer Position festzuschreiben, die ihr widerstrebt. Hierbei wurden Parallelen zum Konzept der *Mimikry* von Homi Bhabha gezogen, die in diesem Kontext jedoch kaum zur Subversion der Zuschreibungen führen: Ildi blickt zwar hinter die Masken und ist sich deren Konstruktionscharakter sowie Funktion bewusst, jedoch fehlt eine Handlungs- bzw. Artikulationsmöglichkeit. Der Kleidung, die die Schwestern im Wohlgroth tragen, scheint mehr Subversionspotential inne zu liegen. In einer Art Cross-Dressing unterminieren sie herrschende Geschlechtnormen und finden eine Alternative zu den ‚Uniformen‘ der Serviertöchter. Dennoch erwähnt Ildi auch die ‚Unfreiheit‘ dieser ‚alternativen‘ Kleidung: „[...] da wo wir hingehen, spielen die Kleider keine Rolle, sagen wir, und manchmal glauben wir uns, und manchmal wissen wir, dass wir lügen [...]“<sup>403</sup>.

Maria Kogan, die Protagonistin aus „Der Russe ist einer, der Birken liebt“ geht auf sehr viel konfrontativere Weise mit Fremdzuschreibungen und Formen des *Otherings* um. Dies drückt sich auch in den vielen direkten Reden aus, in welchen die Protagonistin sich

---

<sup>403</sup> Nadj Abonji: Tauben fliegen auf, S. 133.

schlagfertig jeglichen Zuschreibungen entzieht: „»An was glaubst du?«, fragte er. »An nichts.« »Gott?« »Nein.« »Kultur?« »Auch nicht.« »Nation?«<sup>404</sup>.

Das Motiv der Duplizität hat sich bei den Analysen von „Spaltkopf“ und „Der Russe ist einer, der Birken liebt“ als sehr ergiebig erwiesen. So haben sich bei der Betrachtung des Motivs Parallelen zu Elisabeth Bronfens These eröffnet, der zufolge „gerade das Zusammenspiel von diversen psychischen Zuständen der Ambivalenz, der Doppelung, der verunsichernden Spaltung des Ichs, die durch die Abspaltung vom Heim und von der Familie ausgelöst wurde [...]“<sup>405</sup> als gemeinsamer Nenner von Literatur im Kontext von Migration und Entortung zu finden ist.

Die Analyse der Texte erschließt außerdem, dass die Verortung an einem ‚Ort im Dazwischen‘ sowohl als bereichernd und neue Perspektiven eröffnend, als auch als identitätsverunsichernd empfunden wird. So scheinen die drei Romane ferner eine Problematik aufzuzeigen, die auch der postkolonialen Theorie inne liegt und die sich daraus begründet, dass die Neigung zur Hochstilisierung sogenannter hybrider Mehrfachidentitäten von Migrant\_innen oftmals an deren realen Lebensumständen vorbeigeht. So weist auch Eva Hausbacher in Bezug auf Roy Sommers Werk „Fictions of Migration“<sup>406</sup> darauf hin, dass in literarischen Texten, die sich mit Migration beschäftigen, oftmals keine „positiv gedeutete Heimatlosigkeit“<sup>407</sup> vorkomme, sondern „im Gegenteil die Sehnsucht nach einem ‚sicheren‘ Ort innerhalb der eigenen Kultur im Sinne des *belonging* zum zentralen Thema wird.“<sup>408</sup>

An die Vorstellung von einem fixierten Ort, der ein ‚Zuhause‘ darstellt, scheinen die Figuren meiner Primärwerke nicht zu glauben. Dennoch erweist sich der Zustand im ‚Dazwischen‘ und der Versuch, plurale Identitäten in sich zu vereinen, als äußerst beschwerlich. So korrespondieren die Primärwerke auch mit der Aussage Hausbachers, die in Bezug auf den Aspekt des ‚Dazwischens‘ beschreibt, dass „mit der Orientierungsproblematik und dem häufig anzutreffenden Topos der Ortlosigkeit auch die Identitätsproblematik zusammenhängt, das räumliche *in-between* überträgt sich auf das identitäre.“<sup>409</sup>

Das Motiv der Bewegung und der Veränderung erscheint in den Romanen trotz des Gefühls der Verunsicherung, das es auch in sich birgt, dennoch in dem Sinne als positiv kon-

---

<sup>404</sup> Grjasnowa: Der Russe ist einer, der Birken liebt, S. 276.

<sup>405</sup> Bronfen: Ein Gefühl des Unheimlichen, S. 18.

<sup>406</sup> Sommer, Roy: Fictions of Migration. Ein Beitrag zur Theorie und Gattungstypologie des zeitgenössischen interkulturellen Romans in Großbritannien. Trier: WVT 2001.

<sup>407</sup> Hausbacher: Migration und Literatur, S. 61.

<sup>408</sup> Ebd.

<sup>409</sup> Hausbacher: Migration und Literatur, S. 66.

notiert, dass es neue Möglichkeiten eröffnet: Fortschreitend *müssen* die Figuren der Welt begegnen, wie auch Mischka in „Spaltkopf“ feststellt: „Die Welt ist rund. Wenn man einmal losgeht kann man nicht mehr innehalten. [...] Sehnsucht kommt auf nach der schönen alten Zeit mit ihren Schildkröten und Elefanten, die die Weltenscheibe stützen! So einfach wäre es gewesen: einmal angepirscht, darüber gelugt und heimgegangen.“<sup>410</sup>

Abschließend möchte ich anmerken, dass ein Ziel der Arbeit – neben der Analyse der Primärwerke – auch in der Einbindung der *Postcolonial Studies* liegt, auf deren Perspektive in der Germanistik bislang noch wenig eingegangen wurde. Hierzu soll, einem kleinen Ausblick gleich, auf eine Forderung Anna Babkas hingewiesen werden, die im Artikel „‘Sich in der Vorläufigkeit einrichten‘ oder ‚In-side-out‘“<sup>411</sup> in Bezug auf eine Revision des Kanons vorschlägt, „[d]ie germanistische Literaturwissenschaft sowohl mit postkolonialen Theorien als auch mit Gender- und Queertheorien momenthaft und gleichsam *verschränkt* zu perspektivieren, um dadurch neue *Realisationen* (*écritures*) von Texten zum Entstehen zu bringen“<sup>412</sup>.

In diesem Sinne hoffe ich, dass auch die vorliegende Diplomarbeit neue Ansätze bietet, die sich bei der Betrachtung zeitgenössischer ‚Migrationsliteratur‘ als produktiv erweisen und zugleich dazu beitragen, die postkoloniale (Erzähl)theorie mehr in das Untersuchungsfeld der deutschsprachigen Literaturwissenschaften zu rücken.

---

<sup>410</sup> Rabinowich: Spaltkopf, S. 10.

<sup>411</sup> Babka, Anna: „Sich in der Vorläufigkeit einrichten“ oder „In-side-out“. Postkoloniale Theorie und Queertheorie im Theorie- und Deutungskanon der Germanistischen Literaturwissenschaft. In: Kakanien revisited, <http://www.kakanien.ac.at/beitr/postcol/ABabka1.pdf>, S. 3. (26.01.2013)

<sup>412</sup> Ebd., S. 3.

## 9. Literaturverzeichnis

### Primärliteratur:

Grjasnowa, Olga: Der Russe ist einer, der Birken liebt. München: Hanser 2012.

Nadj Abonji, Melinda: Tauben fliegen auf. 3. Aufl. Salzburg, Wien: Jung und Jung 2012.

Rabinowich, Julya: Spaltkopf. Wien: edition exil 2008.

### Sekundärliteratur:

Assmann, Aleida und Heidrun Friese (Hg.): Identitäten. Erinnerung, Geschichte, Identität 3. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1998.

Babka, Anna: „In-side-out“ the Canon. Zur Verortung und Perspektivierung von postkolonialen Theorien und Gendertheorien in der germanistischen Literaturwissenschaft. In: kakanien revisited, <http://www.kakanien.ac.at/beitr/theorie/ABabka1.pdf> (26.01.2013)

Babka, Anna: Prozesse der (subversiven) *cross-identification*. Parodistische Performanz bei Judith Butler – koloniale *mimikry* bei Homi Bhabha. In: Grizelj, Mario und Oliver Jahraus (Hg.): Theorietheorie. Wider die Theoriemündigkeit in den Geisteswissenschaften. München: Wilhelm Fink 2011, S. 167-180.

Babka, Anna: „Sich in der Vorläufigkeit einrichten“ oder „In-side-out“. Postkoloniale Theorie und Queertheorie im Theorie- und Deutungskanon der Germanistischen Literaturwissenschaft. In: Kakanien revisited, <http://www.kakanien.ac.at/beitr/postcol/ABabka1.pdf> (26.01.2013)

Bachmann-Medick, Doris: Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 2006.

Bachmann-Medick, Doris: Multikultur oder kulturelle Differenzen? Neue Konzepte von Weltliteratur und Übersetzung in postkolonialer Perspektive. In: Bachmann-Medick, Doris (Hg.): Kultur als Text. Die anthropologische Wende in der Literaturwissenschaft. Tübingen, Basel: A. Francke Verlag 2004, S. 262-297.

Bachmann-Medick, Doris: Wie interkulturell ist die Interkulturelle Germanistik? Plädoyer für eine kulturanthropologische Erweiterung germanistischer Studien im Rahmen wissenschaftlicher Weiterbildung. In: Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache 22 (1996), S. 207-220.

Bhabha, Homi K.: Die Verortung der Kultur. Tübingen: Stauffenburg 2000.

Birk, Hanne und Birgit Neumann: *Go-Between*. Postkoloniale Erzähltheorie. In: Nünning, Ansgar und Vera Nünning (Hg.): Neue Ansätze in der Erzähltheorie. Trier: WVT 2002, S. 115-152.

- Boehringer, Michael und Susanne Hochreiter (Hg.): *Zeitenwende. Österreichische Literatur seit dem Millennium 2000-2010*. Wien: Praesens 2011.
- Bronfen, Elisabeth: Ein Gefühl des Unheimlichen. Geschlechterdifferenz und kulturelle Identität in Bharati Mukherjees Roman *Jasmine*. In: Kessler, Michael und Jürgen Wertheimer (Hg.): *Multikulturalität. Tendenzen, Probleme, Perspektiven im europäischen und internationalen Horizont*. Tübingen: Stauffenburg 1995, S. 9-30.
- Bronfen, Elisabeth und Benjamin Marius u.a. (Hg.): *Hybride Kulturen. Beiträge zur aglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte*. Tübingen: Stauffenburg Verlag 1997.
- Bronfen, Elisabeth: Vorwort. In: Bhabha, Homi. K.: *Die Verortung der Kultur*. Tübingen: Stauffenburg 2000, S. IX-XIV.
- Butler, Judith: *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1991.
- Bürgi, Chudi und Anita Müller u.a. (Hg.): *Küsse und eilige Rosen. Die fremdsprachige Schweizer Literatur. Ein Lesebuch*. Zürich: Limmat Verlag 1998.
- Castro Varela, María do Mar und Nikita Dhawan: *Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung*. Bielefeld: transcript 2005.
- Dietze, Gaby: *Postcolonial Theory*. In: von Braun, Christina und Inge Stephan (Hg.): *Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gendertheorien*. Köln, Weimar (u.a.): Böhlau 2009, S. 328-349.
- Esselborn, Karl: *Deutschsprachige Minderheitenliteratur als Gegenstand einer kulturwissenschaftlich orientierten „interkulturellen Literaturwissenschaft“*. In: Durzak, Manfred und Nilüfer Kuruyazıcı (Hg.): *Die andere deutsche Literatur. Istanbul Vorträge*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2004, S. 11-22.
- Esselborn, Karl: *Von der Gastarbeiterliteratur zur Literatur der Interkulturalität. Zum Wandel des Blicks auf die Literatur kultureller Minderheiten in Deutschland*. In: Wierlacher, Alois (Hg.): *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache 23 (1997)*, S. 47-75.
- Fanon, Frantz: *Schwarze Haut, weisse Masken*. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1985.
- Friedl, Angelika: *Der Literaturpreis „Schreiben zwischen den Kulturen“*. Ein Literaturprojekt zur Förderung des Dialogs zwischen und über Kulturen. Diplomarbeit. Univ. Wien 2004.
- Günther, Petra: *Die Kolonisierung der MigrantInnenliteratur*. In: Hamann, Christof und Cornelia Sieber (Hg.): *Räume der Hybridität. Postkoloniale Konzepte in Theorie und Literatur*. Hildesheim: Olms 2002, S. 151-159.
- Hamann, Christof und Cornelia Sieber: *Räume der Hybridität. Postkoloniale Konzepte in Theorie und Literatur*. Hildesheim: Olms 2002.
- Hausbacher, Eva: *Migration und Literatur: Transnationale Schreibweisen und ihre „postkoloniale“ Lektüre*. In: Vorderobermeier, Gisella und Michaela Wolf (Hg.): *„Meine Sprache grenzt*



mich ab ...": Transkulturalität und kulturelle Übersetzung im Kontext von Migration. Wien, Berlin: Lit. Verlag 2008, S. 51-78.

Hausbacher, Eva: Poetik der Migration. Transnationale Schreibweisen in der zeitgenössischen russischen Literatur. Tübingen: Stauffenburg 2009.

Hausbacher, Eva: „Die Welt ist rund“. Transnationale Schreibweisen in der zeitgenössischen Migrationsliteratur (Marija Rybakova, Julya Rabinowich). In: Germanoslavica 1-2 (2010), S. 27-42.

Horst, Claire: Der weibliche Raum in der Migrationsliteratur. Irena Brežna – Emine Sevgi Özdamar – Libuše Moníková. Berlin: Hans Schiler Verlag 2007.

Hrkic, Aleksandra: Die Emanzipation der Migrantin in Melinda Nadj Abonjis *Tauben Fliegen Auf*. Befreiung aus Zeit, Raum und Gesellschaft in der transkulturellen Migrationserfahrung. Diplomarbeit. Univ. Gent 2012.  
[http://lib.ugent.be/fulltxt/RUG01/001/891/497/RUG01-001891497\\_2012\\_0001\\_AC.pdf](http://lib.ugent.be/fulltxt/RUG01/001/891/497/RUG01-001891497_2012_0001_AC.pdf)  
(28.01.2013)

Kamm, Martina und Bettina Spoerri u.a. (Hg.): Diskurse in die Weite: Kosmopolitische Räume in den Literaturen der Schweiz. Zürich: Seismo Verlag 2010.

Kerner, Ina: Postkoloniale Theorien zur Einführung. Hamburg: Junius 2012.

Knecht, Maria-Regina: Multikulturelles Wien: Entweder-und-oder-Existenzen in der neuen österreichischen Literatur. In: Boehringer, Michael und Susanne Hochreiter (Hg.): Zeitenwende. Österreichische Literatur seit dem Millennium 2000-2010. Wien: Praesens 2011, S. 119-138.

Kummer, Irmela und Elisabeth Winiger u.a. (Hg.): Fremd in der Schweiz. Texte von Ausländern. Muri bei Bern: Cosmos Verlag 1987.

Mecklenburg, Norbert: Das Mädchen aus der Fremde. Germanistik als interkulturelle Literaturwissenschaft. München: iudicium 2008.

Mitterer, Nicola und Werner Wintersteiner (Hg.): Und (k)ein Wort Deutsch. Literaturen der Minderheiten und MigrantInnen in Österreich. Innsbruck, Wien: StudienVerlag 2009.

Nünning, Ansgar (Hg.): Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe. Metzler Lexikon. Stuttgart, Weimar: J. B. Metzler 2008.

Papastergiadis, Nikos: Tracing Hybridity in Theory. In: Werbner, Pnina und Tariq Modood (Hg.): Debating Cultural Hybridity. Multi-Cultural Identities and the Politics of Anti-Racism. London, New Jersey: Zed Books 1997, S. 257-281.

Purtschert, Patricia und Barbara Lüthi u.a. (Hg.): Postkoloniale Schweiz. Formen und Folgen eines Kolonialismus ohne Kolonien. Bielfeld: transcript 2012.

Rabelhofer, Bettina: Trauma. Erinnern. Erzählen. In: newsletter MODERNE 1 (2004), S. 20-25.

- Rösch, Heidi: Migrationsliteratur im interkulturellen Kontext. Eine didaktische Studie zur Literatur von Aras Ören, Aysel Özakin, Franco Biondi und Rafik Schami. Frankfurt/Main: Verlag für Interkulturelle Kommunikation 1992.
- Schenk, Klaus und Almut Todorow u.a. (Hg.): Migrationsliteratur. Schreibweisen einer interkulturellen Moderne. Tübingen: Francke 2004.
- Schweiger, Hannes: Produktive Irritationen: Die Vervielfältigung von Identität in Texten Anna Kims. In: Babka, Anna und Julia Malle u.a. (Hg.): Dritte Räume. Homi K. Bhabhas Kulturtheorie. Kritik. Anwendung. Reflexion. Wien, Berlin: Turia + Kant 2012, S. 145-160.
- Schweiger, Hannes: *Zwischenwelten*. Postkoloniale Perspektiven auf Literatur von MigrantInnen. In: Müller-Funk, Wolfgang und Birgit Wagner (Hg.): Eigene und andere Fremde. „Postkoloniale“ Konflikte im europäischen Kontext. Wien: Turia + Kant 2005, S. 216-227.
- Sommer, Roy: Fictions of Migration. Ein Beitrag zur Theorie und Gattungstypologie des zeitgenössischen interkulturellen Romans in Großbritannien. Trier: WVT 2001.
- Spoerri, Bettina: Deterritorialisierungsstrategien in der transnationalen Literatur der Schweiz – ein aktueller Paradigmenwechsel. In: Kamm, Martina und Bettina Spoerri u.a. (Hg.): Diskurse in die Weite: Kosmopolitische Räume in den Literaturen der Schweiz. Zürich: Seismo Verlag 2010, S. 31-50.
- Spoerri, Bettina: Mobile Grenzen, neue Sprachräume: Das Phänomen der Osterweiterung in der deutschsprachigen Literatur der Schweiz. In: Bürger-Koftis, Michaela (Hg.): Eine Sprache – viele Horizonte... Die Osterweiterung der deutschsprachigen Literatur. Porträts einer neuen europäischen Generation. Wien: Praesens Verlag 2008, S. 199-213.
- Stippinger, Christa: „vom schreiben der expatriatii“. zur literatur von autorinnen mit migrationshintergrund in österreich am beispiel der exil-literaturpreise *schreiben zwischen den kulturen*. In: Mitterer/Wintersteiner: Und (k)ein Wort Deutsch. Literaturen der Minderheiten und MigrantInnen in Österreich. Innsbruck: StudienVerlag 2009, S. 106-114.
- Thore, Petra: „wer bist du hier in dieser stadt, in diesem land, in dieser neuen welt“. Die Identitätsbalance in der Fremde in ausgewählten Werken der deutschsprachigen MigrantInnenliteratur. Uppsala: Universitet 2004.
- Teraoka, Arlene Akiko: Gastarbeiterliteratur: The Other Speaks Back. In: Cultural Critique 7 (1987), S. 77-101.
- Teraoka, Arlene Akiko: Deutsche Kultur, Multikultur: Für eine Germanistik im interkulturellen Sinn. In: Zeitschrift für Germanistik 3 (1996), S. 545-560.
- Vlasta, Sandra: Passage ins Paradies? Werke zugewanderter AutorInnen in der österreichischen Literatur des 21. Jahrhunderts. In: Boehringer, Michael und Susanne Hochreiter (Hg.): Zeitenwende. Österreichische Literatur seit dem Millennium 2000-2010. Wien: Praesens 2011, S. 102-118.
- Weinrich, Harald: Um eine deutsche Literatur von außen bittend. In: Merkur 422 (1983) , S. 911-920.

Welsch, Wolfgang: Transkulturalität. Zur veränderten Verfassung heutiger Kulturen. In: Schneider, Irmela und Christian W. Thomsen (Hg.): Hybridkultur: Medien, Netze, Künste. Köln: Wienand 1997, S. 67-90.

Zimmer, David: Rezension zu Spoerri/Kamm u.a. (Hg.): ‚Diskurse in die Weite‘. In: arcadia 46, Heft 2 (2011), S. 512-514.

### **Zeitungartikel:**

Birrer, Sybille: Zärtlichkeit und Wut. Melinda Nadj Abonjis Roman „Tauben fliegen auf“ erzählt von doppelter Fremdheit. In: Neue Zürcher Zeitung, 02.10.2010.  
<http://www.nzz.ch/aktuell/startseite/zaertlichkeit-und-wut-1.7776185> (25.11.2012)

Diener, Andrea: Ein Krieg ist ein Krieg, ein Arbeitslager ist ein Arbeitslager. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 09.09.2010.  
<http://www.faz.net/frankfurter-allgemeine-zeitung/feuilleton/literatur-ein-krieg-ist-ein-krieg-ein-arbeitslager-ist-ein-arbeitslager-11037557.html> (25.01.2013)

Fasthuber, Sebastian: „Die sieht irgendwie deutsch aus“. Die in Aserbaidshon geborene deutsche Autorin Olga Grjasnowa liefert das Romandebüt der Saison. In: Falter 11 (2012), S. 33.  
<http://www.falter.at/web/shop/detail.php?id=36144&SESSID=6dc30ff9978d4a58b69e6e4184cdcc26> (13.12.2012)

Fessmann, Meike: Elias und die Aserbaidshon-Kiste. „Migrationshintergrund“ ist ein hässliches Wort: Olga Grjasnowas Debütroman „Der Russe ist einer, der Birken liebt“. In: Süddeutsche Zeitung 71, 24.03.2012, S. 19.

Gross, Gisela: „Ich war selbst einmal eine Birke“. Olga Grjasnowa studiert an der Freien Universität den Masterstudiengang Tanzwissenschaften, schreibt Theaterstücke und hat jetzt ihren Debütroman vorgelegt. In: Der Tagesspiegel, 18.02.2012.  
<http://www.tagesspiegel.de/zeitung/ich-war-selbst-einmal-eine-birke/6219446.html> (17.01.2013)

Henneberg, Nicole: Hier kommt die neue deutsche Frau. Olga Grjasnowa erzählt in ihrem mitreißenden Debüt „Der Russe ist einer, der Birken liebt“ von einer wütenden jungen Heldin. Mascha ist eine Ausnahme, aber kein Einzelfall. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung 48, 25.2.2012, S. 35.

Loacker, Susanne und Martin Vetterli: „Bedrohlich wird es erst, wenn die Leute nicht mehr reden“ In: Beobachter, 6.01.2011.  
<http://www.beobachter.ch/justiz-behoerde/auslaender/artikel/kulturelle-integration-bedrohlich-wird-es-erst-wenn-die-leute-nicht-mehr-reden/> (25.01.2013)

Löffler, Sigrid: Das Paradies ist verloren. Aber was kommt danach? In: Falter, Buchbeilage 10 (2010).  
<http://www.falter.at/web/shop/detail.php?id=31672> (10.10.2012)

März, Ursula: Sie ist auf Alarm. Sie sucht eine Schulter zum Anlehnen. Sie schläft nicht. Sie haut ab. Olga Grjasnowa trifft aus dem Stand den Nerv ihrer Generation. Zeitgeschichtlich wacher und eigensinniger als dieser Roman war lange kein deutsches Debüt. In: Die Zeit 12 (2012), 15.3.2012, S. 10-13.

Mikocki, Timon: „Ich bin Deutsche, wie wär’s damit?“ In: Der Standard, 27.2.2012, S. 15.  
<http://derstandard.at/1329870383084/Olga-Grjasnowa-Ich-bin-Deutsche-wie-waers-damit> (10.12.2012)

Petz, Ingo: Olga Grjasnowa: Der Russe ist einer, der Birken liebt. Sehnsucht nach Leben. In: Fluter. Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung, 9.3.2012.  
<http://www.fluter.de/de/109/buecher/10248/> (25.01.2013)

Plath, Jörg: Hochtouriges Identitätskarussell. Olga Grjasnowas erfrischendes Romandebüt „Der Russe ist einer, der Birken liebt“. In: Neue Zürcher Zeitung, 13.03.2012, S. 21.  
<http://www.nzz.ch/aktuell/feuilleton/literatur/hochtouriges-identitaetskarussell-1.15713595> (17.07.2012)

Pohl, Ronald: Integration durch Erzählsprache. In: Der Standard, Web 08.10.2010, Printausgabe 9./10.10.2010.  
<http://derstandard.at/1285200389224/Tauben-fliegen-auf-Integration-durch-Erzaehlsprache> (25.01.2013)

Schilly, Julia: „Dann hätten wir bald viele Würstelstand-Literaten“. Schriftstellerin Julya Rabinowich über ihre Abneigung gegen den Begriff „MigrantInnen-Literatur“. In: Der Standard, 19.11.2008.  
<http://derstandard.at/1226396889022/Interview-Dann-haetten-wir-bald-viele-Wuerstelstand-Literaten> (06.01.2013)

Schwens-Harrant, Brigitte: Griechische Tragödien. In: booklet. Die Furche 14 (2011), S. 4.

Wiederstein, Michael: Die Anti-Pointen-Autorin. In: Schweizer Monat 2 (2011).  
<http://www.schweizermonat.ch/artikel/die-anti-pointen-autorin> (25.11.2012)

### **Internetquellen:**

<http://www.julya-rabinowich.com/leben.html> (19.01.2013)

N.N.: Olga Grjasnowa gewinnt den Klaus-Michael Kühne Preis 2012.  
<http://www.harbour-front.org/beitrag/gewinnerin-des-klaus-michael-kuehne-preises-steht-fest> (10.01.2013)

Boesch, Ina: Die Radiojournalistin und Sachbuchautorin Ina Boesch über Melinda Nadj Abonji.  
<http://www.masterplanet.ch/page/67> (10.01.2013)

Disoski, Meri: „Ich mache Literatur und Punkt!“, 15.02.2010.  
<http://dastandard.at/1265851881267/Interview-Ich-mache-Literatur-und-Punkt> (22.01.2013)

- Erdogan, Oya: „Mich erschrecken und faszinieren diese Strukturen“.  
<http://www.dradio.de/dlf/sendungen/buechermarkt/1776596/> (22.12.2012)
- Feichtinger, Johannes: Die Habsburgermonarchie: ein Ort der Inneren Kolonisierung? Bericht zu einem Workshop der Kommission für Kulturwissenschaften und Theatergeschichte (Österreichische Akademie der Wissenschaften)  
<http://www.h-net.org/reviews/showrev.php?id=27566> (11.11.2012)
- Henning, Viktoria: Glasbruchkunst: „Der Russe ist einer, der Birken liebt“ von Olga Grjasnowa.  
27.06.2012  
<http://www.stiehlover.com/agenturblog/glasbruchkunst-der-russe-ist-einer-der-birken-liebt-von-olga-grjasnowa/> (27.01.2013)
- Schweiger, Hannes: Zwischenwelten. Postkoloniale Perspektiven auf Literatur von MigrantInnen. Graduiertenkonferenz 4 (April 2004). Postkoloniale Kulturkonflikte im europäischen Kontext.  
[http://www.univie.ac.at/graduiertenkonferenzen-culturalstudies/4\\_konferenz/schweiger\\_abstract.pdf](http://www.univie.ac.at/graduiertenkonferenzen-culturalstudies/4_konferenz/schweiger_abstract.pdf) (10.01.2013)
- Yun, Vina: „Der Markt braucht Labels“. Das Dilemma der „Migrationsliteratur“ – zwischen strategischer Aufwertung und breitenwirksamer Verniedlichung.  
<http://www.migrazine.at/artikel/der-markt-braucht-labels> (01.12.2012)



## Abstract

Diese Diplomarbeit untersucht mithilfe von Konzepten der postkolonialen Erzähltheorie drei Werke der zeitgenössischen, deutschsprachigen ‚Migrationsliteratur‘.

Anfänglich wird ein Überblick zum Forschungsstand, hinsichtlich der Beschäftigung mit Literatur von Autor\_innen gegeben, die einen Migrationshintergrund aufweisen. Im Zuge dessen werden auch die vielen, unterschiedlichen Termini, die in den letzten vier Jahrzehnten zur Beschreibung dieser Literatur angewendet wurden, einer kritischen Revision unterzogen.

Die wissenschaftliche Rezeption dieser Texte fiel oftmals verkürzend aus und hat sich bis vor kurzem zumeist einer biographistischen oder sozialpädagogischen Lesart verpflichtet. In Hinblick darauf wird in dieser Arbeit nach neuen literaturwissenschaftlichen Ansätzen gesucht, die sich bei einer Betrachtung von Literatur, die insbesondere Reflexionen über Migration, Identität sowie Fragen der Verortung anstellt, als hilfreich erweisen. Hierfür werden Konzepte und Vertreter\_innen der postkolonialen Theorie, darunter Homi K. Bhabha und sein Konzept der *Hybridität* und des *Third Space* sowie Edward Said und seine Untersuchungen zu ‚Orientalism‘ vorgestellt.

Anschließend werden die Romane ‚Tauben fliegen auf‘ (2010) von Melinda Nadj Abonji, ‚Spaltkopf‘ (2008) von Julya Rabinowich und ‚Der Russe ist einer, der Birken liebt‘ (2012) von Olga Grjasnowa mithilfe unterschiedlicher Analyse Kriterien der postkolonialen Erzähltheorie (Birk/Neumann, 2002) untersucht. Hierbei soll betrachtet werden, inwiefern diese Ansätze auch für Texte, die nicht in einem postkolonialen Kontext entstanden sind, fruchtbar gemacht werden können.





## **Lebenslauf**

Greta Egle

Geboren am 6. März 1987 in Wien

## **Ausbildung**

1993-1997	Volksschule Galileigasse, 1090 Wien
1995/1996	Primary School in Southampton, England
1997-2005	Gymnasium Geblergasse, 1170 Wien
2005	Matura
2005-2006	Studium der Vergleichenden Literaturwissenschaft
2006-2007	Europäischer Freiwilligendienst (EFD) Öland, Schweden
2007-2013	Studium der Deutschen Philologie, inkl. DaF-Modul
2011	DaF-Auslandspraktikum in Odessa, Ukraine